7/1986 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Magnet Trasse

Ein Doppelleben zwischen Thüringen und Ural

Eine Prothese fürs Herz

Staatspreis der UdSSR für neue künstliche Herzklappe

Terenti Malzew - Jahrgang 1895

FW-Reporter besuchten einen Zeugen der Geschichte in seinem sibirischen Heimatort

★ Inhalt

Porträt
Von einem, der auszog, drei Trassen zu bauen **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Thema: Containertransport **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Geschichte
Terenti Malzew, Mitglied der Russischen Sektion der KPD, erinnert sich **Seite 16**

Wirtschaft
Generaldirektor Joachim Semmelmann: Auskünfte über Medizin- und Labortechnik **Seite 22**

Es geschah in Berlin:
Vor 60 Jahren deutsche Erstaufführung von Eisensteins „Potemkin“ **Seite 24**

Expedition
700 Kilometer auf Skiern durch die Polarnacht. Unterwegs Pol der relativen Unzugänglichkeit passiert. **Seite 26**

Kommunisten hier und heute
Das rechte Auge für die Weltraum-Optik **Seite 28**

Literatur
FW-Leseraussprache zum Thema Sowjetliteratur **Seite 30**

Erzählung
Anatoli Kim: „In die Blaubeeren“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Das Tierhäuschen“ **Seite 40**

Sport
Besuch beim Sportlerehepaar Ljudmila Kondratjewa und Juri Sedych **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Medizin
Staatspreis der UdSSR für neue künstliche Herzklappe **Seite 46**

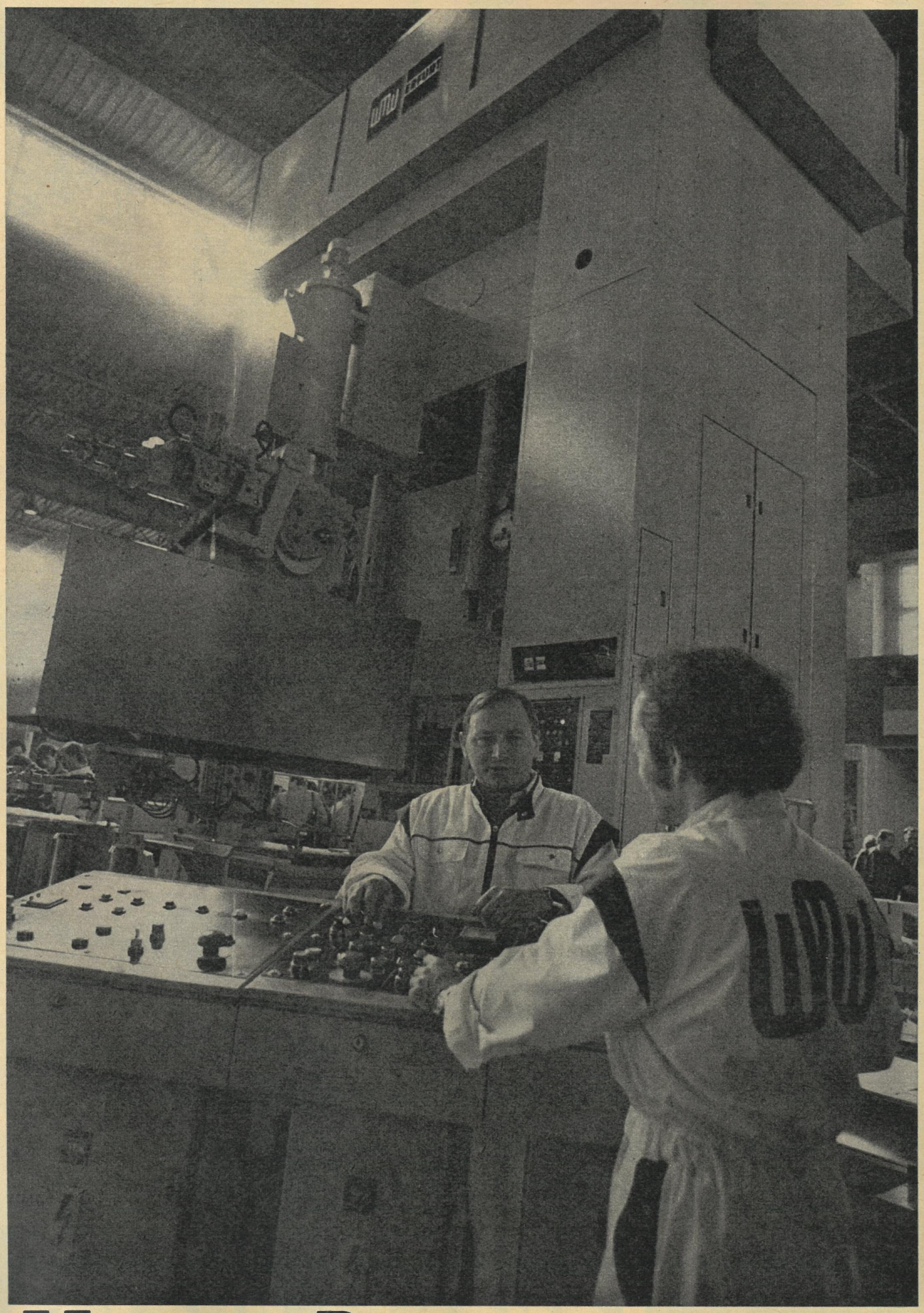
Im Leserauftrag
Alte Kulturdenkmäler in der KDVR **Seite 52**

Blick zum Nachbarn
Die Tugenden des Meisters Marian **Seite 54**

Titelfoto:
Volkmar Billeb fotografierte Terenti Semjonowitsch Malzew in seinem sibirischen Heimatdorf Malzewo

Redaktionsschluß für dieses Heft: **21. 3. 1986**

★ Im Blickpunkt



Messe-Presse für den DON

Jährlich exportiert das Erfurter Kombinat Umformtechnik 95 Prozent seiner Maschinenerzeugnisse. 80 von einhundert gehen in die Länder des RGW, sechzig Prozent allein zum Haupthandelspartner, in die Sowjetunion.

Wenn abends in Leipzig die Messe schloß, ging es in Halle 20 erst richtig los. Da zeigte nämlich die 500-Tonnenpresse aus dem Erfurter Kombinat Umformtechnik „Herbert Warnke“, was in ihr steckt. Sowjetische Abnahmeingenieure forderten von ihr einen Leistungsnachweis. Ungewöhnlich zwar, im Ausstellungsfluidum eine Maschine derart in Streß zu versetzen, aber es brachte Zeitgewinn für den künftigen Besitzer.

Reinhardt Loest, im weißen Overall links im linken Foto, tagsüber Standbetreuer, assistierte dabei. Er steckt förmlich in jedem Detail der Maschine. Das bringen unter anderem sechs Monteurjahre mit sich, die er bisher in der Sowjetunion verlebte, in Krementschug, in Minsk… „Diese Maschine geht nach der Messe direkt nach Rostow an den Don“, erfahren wir von ihm, „ins Mähdrescherwerk ‚Rostselmasch‘“.

Als FREIE WELT vor Jahresfrist im Rostower Werk weilte, wünschte sich Generaldirektor Juri Peskow nichts sehnlicher als einige Dutzend Erfurter Pressen. „Die sind notwendig, um die Rekonstruktion unseres alten Werkes voranzubringen, um die Serienproduktion der von der Landwirtschaft begehrten neuen Kombine-Generation vom Typ DON (Foto unten) zu beschleunigen.“ Der XXVII. Parteitag der KPdSU und seine auf verstärkte Intensivierung der Wirtschaft gerichteten Beschlüsse verlangen weiteren Tempozuwachs. Die Erfurter sind dabei gute Verbündete.

Mit sieben Meter Höhe überragt der Zweiständerpressenkomplex alle anderen Maschinen in der Halle. In höchsten Tönen loben Kunden in dreißig Ländern die Erfurter Erzeugnisse, die sich vorwiegend in der Auto- und Landmaschinenindustrie bewähren. Der Moskwitsch, wie renommierte kapitalistische Autotypen, erhalten durch Erfurter Pressen die gewünschte Form.

Leipzigs Frühjahrsmesse widmete sich hochproduktiven material- und arbeitszeitsparenden Ausrüstungen und Technologien. Die Erfurter entsprachen diesem Leitthema. Ihre Presse, elektronikbestückt, verkörpert mit der ihr hinzugesellten Gerätetechnik den Trend zu kürzesten automatischen Umrüstzeiten (10 Minuten statt früher 10 Stunden) und materialintensiver Fertigung. Sie verspricht gegenüber der konventionellen Variante eine Steigerung der Arbeitsproduktivität auf 170 Prozent und andere lukrative Vorzüge.

Reinhard Loest setzt den Pressenkoloß erneut in Gang, formt diesmal Siebrostgehäuse für die sowjetische Kombine. Erfolgreiche Tests. – Inzwischen rollt die Presse, auf 12 Waggons verladen, in Richtung Don.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Volker Hohlfeld,
Detlef Christel (Fotos)

„Entwicklungs“-Länder

von
Karl-Eduard
v. Schnitzler

„Der Stundenlohn in den kapitalistischen Industriestaaten übersteigt den Tageslohn der Arbeiter in den Staaten Asiens, Afrikas und Lateinamerikas manchmal sogar um ein Mehrfaches“, heißt es in Michail Gorbatschows Bericht an den XXVII. Parteitag der KPdSU.

Wie schön also, daß kapitalistische Staaten – vornehmlich die USA – „Entwicklungshilfe“ leisten. Damit könnte – sollte man meinen – die unglaubliche Rückständigkeit aufgeholt werden, die die kolonialen Raubpraktiken des Imperialismus den ehemaligen Kolonien und Halbkolonien hinterlassen haben. Um der historischen und sozialen Gerechtigkeit willen sollte der unaufhaltsame, aber schwierige und langwierige Prozeß der sozialökonomischen Umgestaltungen im Leben dieser Völker jegliche Unterstützung erhalten. „Entwicklungshilfe“ ist die einschlägige Vokabel.

Indes, dem Bericht Michail Gorbatschows ist zu entnehmen: „Allein im letzten Jahrzehnt waren die Profite, die die USA-Konzerne aus den Entwicklungsländern herausgepumpt haben, viermal so hoch wie ihre Investitionen. In der lateinamerikanischen und karibischen Region waren die Profite der USA-Monopole in der gleichen Zeitspanne mehr als achtmal so hoch wie ihre Investitionen.“

Das ist eine merkwürdige „Entwicklungshilfe“. Man kann sie noch konkreter definieren: Von 1970 bis 1980 investierten die US-Monopole 7,9 Milliarden Dollar und erwirtschafteten aus den „Entwicklungsländern“ einen Dollar-Gewinn von 79,3 Milliarden. Davon transferierten sie 56 Milliarden in die USA. Für jeden investierten „Entwicklungs“-Dollar holten sie etwa sieben Dollar heraus.

Ein weiteres „Wunder“ ist die Aufspaltung der amerikanischen „Auslandshilfe“ in „Entwicklungshilfe“ und „Militärhilfe“. Für 1986 sind insgesamt 14,8 Milliarden Dollar veranschlagt; davon „Entwicklungshilfe“ 8,2 Milliarden, „Militärhilfe“ 6,6 Milliarden Dollar.

Bei der OECD, der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, gibt es einen „Entwicklungshilfe-Ausschuß“. Mit ihrer „Auslandshilfe“ stehen die USA an erster Stelle; mit dem Anteil ihrer „Wirtschaftshilfe“ am Bruttosozialprodukt liegen sie auf dem vorletzten Platz…

Diese Zahlen sagen bereits genug aus über die Hohlheit der These des Westens, man leiste mehr für die „unterentwickelten Völker“ als die sozialistischen Staaten. Wir geben, wie jeder weiß, wirtschaftliche Unterstützung zu großzügigen, gleichberechtigten Bedingungen, tragen dazu bei, daß die benachteiligten Völker befähigt werden, ihre Industrie und ihre Landwirtschaft selbst zu entwickeln und erfolgreich zu betreiben. Bildung und Ausbildung, Vermittlung von Erfahrungen und technischem Fortschritt: das ist die beste, weil eine dauerhafte, zukunftweisende Hilfe. Das ist echte Solidarität.

Was aber steckt hinter den Zahlen westlicher „Entwicklungshilfe?“ Über das Profitschinden sprachen wir bereits. Aber es kommt noch einiges hinzu. Einmal „gewähren“ die USA ihre Mittel nicht nach Bedürftigkeit, sondern nach Willfährigkeit. Israel rangiert ganz vorn. Dann kommen Länder, die den USA „Stützpunktrechte einräumen“, dann Staaten, in denen die USA „militärischen Zugang“ haben, zum Beispiel Südkorea und Thailand (Syrien, Nikaragua oder Afghanistan fallen verständlicherweise nicht darunter); schließlich Staaten Mittelamerikas und der Karibik, eine Region der „dynamischen Verknüpfung von Auslandshilfe und nationalen Interessen der Vereinigten Staaten“. Auch Nahrungsmittellieferungen dienen weniger der Hilfe als der Erpressung: Wer Handel mit Kuba oder Vietnam treibt – so wurde 1968 verfügt – erhält keine Lebensmittel. Als nach dem Sturz Pol Pots 1979 in Kampuchea Hungersnot war, wurden amerikanische Lieferungen gestoppt.

Amerikas Außenminister definierte im vorigen Jahr vor dem Außenpolitischen Ausschuß des Repräsentantenhauses die „Auslandshilfe“ der USA als „eines der wichtigsten Mittel für die Verfolgung globaler Ziele der Einflußnahme auf Entwicklungsländer in strategisch bedeutsamen Regionen“.

Bleibt der unleugbare Zusammenhang zwischen billionenschweren Schulden dieser Länder und dem Wachstum der amerikanischen Militärausgaben. 200 Milliarden Dollar holen die USA im Jahr aus den „Entwicklungsländern“ heraus. Das Militärbudget der USA ist – Zufall hin, Absicht her – annähernd genauso groß.

Beenden wir den Exkurs in die Regionen US-amerikanisch-abendländisch-christlich-moralisch-menschlicher „Entwicklungshilfe“ noch einmal mit Zahlen. Schon vor einem Jahr, am 15. März 1985, schrieb die BRD-Zeitung „Frankfurter Rundschau“ zur Verschuldung von „104 Entwicklungsländern“ unter der Überschrift „Dritte Welt leistet Westen ‚Entwicklungshilfe‘“, statistische Angaben der Weltbank ergäben, daß „1984 erstmals ein Negativ-Transfer“ zu verzeichnen gewesen sei: Die „Entwicklungsländer“ hätten „92 Milliarden Dollar an Zinsen und Abzahlungen gezahlt, aber nur insgesamt 85 Milliarden Dollar in Form von Investitionen, Krediten, Entwicklungshilfe u. a. von kapitalistischen Industriestaaten erhalten“.

Gorbatschow wies nach: „Die Entwicklungsländer mit ihrer Gesamtbevölkerung von mehr als 2 Milliarden sind praktisch eine einzige Armutsregion.“ Nüchterne Zahlen beweisen die Urheberschaft und strafen zugleich die Schutzbehauptungen der Schuldigen Lügen, hinter dem wachsenden Widerstand gegen Elend, Not, Hunger und politische Abhängigkeit, gegen das raffinierte System neokolonialistischer Ausbeutung sei „die Hand Moskaus“ zu sehen.

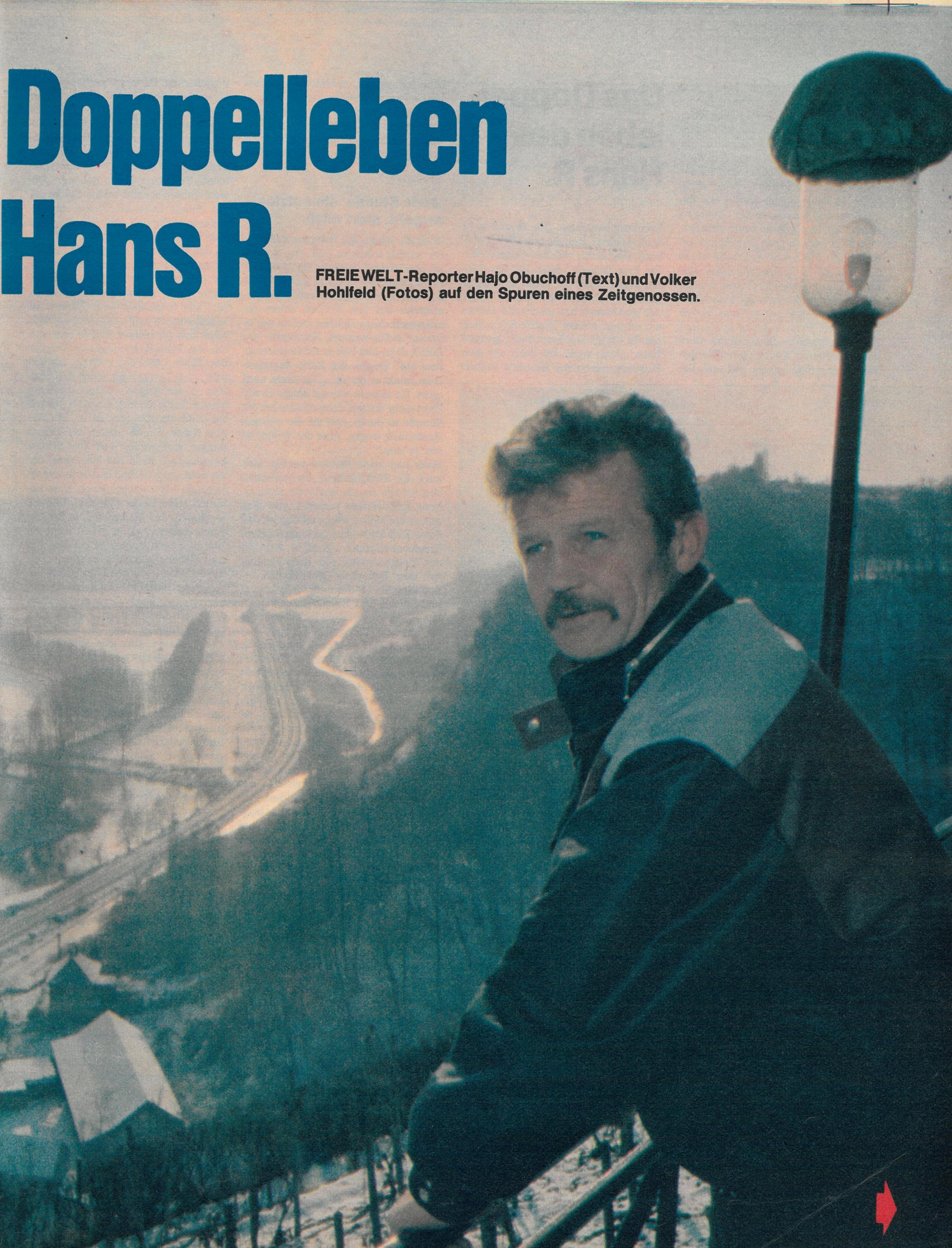
„Entwicklungsländer“? Trifft diese Bezeichnung nicht eher auf solche Staaten zu, deren Herrschende einen beträchtlichen Nachholebedarf haben in Sachen Menschlichkeit, internationale Solidarität, Achtung der Souveränität anderer und Verantwortung vor der Geschichte und den großen Aufgaben unserer Zeit?

Das des

Hoch über dem Tal der Saale, hinter drei Schlössern, in der zweitkleinsten Stadt der DDR, in Dornburg, ist er zu Hause: Hans Rebling, Schlosser, Lehrschweißer, Meister. Hier leben seine Frau, seine drei Söhne, sein Enkelkind. Hans Rebling hat jedoch noch ein zweites Zuhause, etwa 3500 Kilometer weiter östlich, bei Tschaikowski. Sein Leben bewegt sich zwischen dem Thüringer Wald und dem Ural.

Doppelleben Hans R.

FREIE WELT-Reporter Hajo Obuchoff (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos) auf den Spuren eines Zeitgenossen.



Das Doppelleben des Hans R.

Es gibt Menschen, die ihr Leben lang kaum ihren Heimatort verlassen, für die der Weg in die nächste Stadt eine Reise ist. Hans Rebling ist genau das Gegenteil. Seit seiner Kindheit träumte er von der Ferne, wollte die Nase in den Wind stecken. Mit 17 meldete er sich bei der Handelsmarine, wurde jedoch abgelehnt. 29 Jahre später treffen wir ihn am Ende von Europa, an der Grenze zu Asien. Sein Doppelleben kennt viele Stationen. Es begann nach dem Abitur mit der Lehre. Nicht weit von zu Hause, in Jena, wurde er in der damaligen Maschinenfabrik Gebrüder Pelzer Schlosser. Machte noch einen Schweißerlehrgang, und mit dem Schweißerpaß in der Tasche zog Hans Rebling kreuz und quer durch seinen Heimatbezirk Gera von einer Baustelle zur anderen. An den Wochenenden allerdings traf man ihn

Vater und Sohn in der Heimwerkstatt. Einen besseren Lehrmeister kann sich Tilo kaum wünschen. Vielleicht ist der Name Rebling in wenigen Jahren erneut auf einer der Trassenbaustellen zu hören. Vorerst versucht er sich an einem Gewächshaus für den Familiengarten.

in Dornburg. Zumal es dort ein Mädchen gab – Ingeborg mit Namen, und bald darauf wuchs die Familie. Die Söhne Gunnar, Immo und Tilo sind heute schon Männer von 24, 20 und 18 Jahren.

1975 kam die große Versuchung: Aufruf der FDJ, die Erdgasleitung Orenburg–Ushgorod, die DRUSHBA-Trasse, zu bauen. Mit 35 Jahren fühlte sich Hans Rebling nicht zu alt für ein Jugendobjekt, er meldete sich und blieb bis zur letzten Schweißnaht. 1982 lockte wiederum die Ferne. Urengoi–Ushgorod hieß die neue Trasse, auch beim Bau der Leitung Jelez–Serpuchow war er zu finden. Und als es hieß, in den Ural zu ziehen, um an der Trasse Jamburg–Jelez zu arbeiten, rückte sein gemütliches Heim in noch weitere Ferne. „Woher ich das Zigeunerblut in mir habe, kann ich nicht erklären." Hans Rebling zuckt mit den Schultern. „Meine Eltern waren nämlich seßhafte Leute."

„... und irgendwie wurde mir klar, daß ich es anders machen muß."

„Im März komme ich endgültig nach Hause", sagte Hans Rebling zu Jahresbeginn, als wir ihn und seine Familie in Dornburg besuchten. „Na, es wird wohl April werden", lächelte seine Frau Ingeborg. Der Mann wehrte energisch ab. Die Frau lächelte weiter. Sie kennt ihren Mann, weiß, die Arbeit nimmt ihn gefangen, sobald er die Haustür hinter sich geschlossen hat. „Jedes Mal fällt es mir schwer, von der Familie fort zu fahren. In letzter Zeit besonders", gestand Hans. „Aber wenn ich dann auf dem Flugplatz alle meine Kumpels wiedersehe, mit denen ich jahraus, jahrein zusammen bin, dann liegt Dornburg auf einmal weit, weit weg..."

An Arbeit hatte sich Hans Rebling von Kind an gewöhnen müssen. Sein Geburtsjahr – 1940 – war kein gutes Jahr. Auch wenn der Vater diese Zeit mit anderen Augen sah. Wie viele seiner Landsleute war er verblendet. Deutschlands Zukunft schien ihm voller Hoffnung. Der Vater überlebte diesen bösen Irrtum. Für Hans, das älteste Kind der Reblings, blieben die Nachkriegsjahre als Tage ohne Ende in Erinnerung. Als großer Bruder mußte er die sechs jüngeren Geschwister betreuen. Und vor dem Weg zur Schule wie nach dem Unterricht versorgte er die Hühner und das Schwein auf dem kleinen Hof. Denn Vater und Mutter hatten als Buchhalter und Reinemachefrau genug zu tun, Geld für die große Kinderschar aufzubringen. „Trotzdem möchte ich diese Kindheit nicht missen", erzählte Hans Rebling. „Obwohl ich sagen muß, daß ich nicht das beste Verhältnis zu meinem Vater hatte – er konnte sich bis zum Tode nicht mit dem Verlauf der Geschichte abfinden –, so bin ich ihm doch dankbar, daß er mich streng an harte Arbeit gewöhnt hat. Dadurch habe ich gelernt, ordentlich zuzupakken, selbständig zu denken, schnell zu entscheiden. Und mit der Zeit, sicher auch durch den Einfluß guter Lehrer, wurde mir klar, daß ich es in meinem Leben anders machen muß als mein Vater."

„Jede Stunde, die nutzlos vergeht, stört mich."

Blaßrosa hängt die Sonnenscheibe in der milchig-frostigen Luft. Der Schnee am Straßenrand verdeckt die Blockhäuser des kleinen Uraldorfes. In der Nacht war das Quecksilberfädchen im Thermometer auf fast 30 Grad minus geschrumpft. Hans Rebling treffen wir in seinem mollig-warmen Bauwagen. Ein Zufall, denn hier hält er sich am wenigsten auf. Wegen der Kälte angesprochen, winkt er nur ab: „Das reicht noch nicht. Da müssen wir auf einige Grade Frost mehr warten, dann erst frieren die Sümpfe so durch, daß sie die schwere Bautechnik tragen. Aber der Winter ist hier ja lang."

Hans und seine Männer nennen sich kurz die Rückwärtigen, im trockenen Technologie-Jargon lautet die Bezeichnung Rückwärtige Verbindungen. Was immer das heißen mag, auffällig ist, daß diese Kollektive stets an komplizierten Trassenabschnitten arbeiten. Jetzt ist der Meisterbereich von Hans Rebling mit dem Bau einer Molchstation beschäftigt. Eine Molchstation? Ganz kurz und einfach: Eine Erdgasleitung besteht aus einem langen Rohr von der Quelle bis hin zum Verbraucher. Damit dort überhaupt Gas ankommt, muß es alle 100 Kilometer etwa in einer Verdichterstation komprimiert und weitergepreßt werden. Außerdem wird es bei dieser Gelegenheit gereinigt und gekühlt. Trotz der „Wäsche" setzen sich im Laufe der Zeit Rückstände im Rohr ab. Also muß es jeden zweiten oder dritten Monat gesäubert werden. Das besorgt ein Molch, ein Gerät mit dem Innendurchmesser des Rohrs, versehen mit speziellen Reinigungsmanschetten. Der Molch wird durch den Gasdruck langsam, mit einer Geschwindigkeit von ungefähr fünf Metern in der Minute durch das Rohr geschoben. Damit er aber hineingelangt, muß eine Art Schleuse gebaut werden. Das ist die Molchstation. Hier wird der Molch eingeführt, an der nächsten Station dann in Empfang genommen.

Besonders schwierig gestaltet sich der Bau dieser Anlage deshalb, weil nebenan schon fünf andere Ferngasleitungen in der Erde liegen, sich also auch fünf weitere Molch- wie Verdichterstationen auf diesem Gelände befinden. Der Plan mit all den Rohrverbindungen, Kabeln, Kugelhähnen erinnert mich an einen Schnittmusterbogen mit seinem Gewirr verschiedenster Linien. Nur viel komplizierter und in mehreren Etagen. Die neuen Zuleitungen, Verbindungs- und Ableitungen mußten nicht selten in einer Tiefe von mehreren Metern durch die anderen hindurchgefädelt werden. „Doch in wenigen Tagen ist hier alles vergessen", sagt Hans Rebling. „Übrigens konnten wir viele dieser kniffligen Aufgaben nur deshalb gut lösen, weil wir uns prächtig mit unseren sowjetischen Partnern verstehen. Vor allem mit Shenja." Shenja, genauer Jewgeni Mlejnik, ist der verantwortliche Bauleiter der sowjetischen Verdichterstation. Er übernimmt nach Bauabschluß auch die Molchstation. „Mit allen Problemen konnten wir zu ihm kommen", versichert Hans Rebling. „Obwohl Russisch nicht meine Stärke ist, mit Shenja habe ich immer eine gemeinsame Sprache gefunden. Wir sind gute Freunde geworden." Woran liegt es, daß Hans nicht nur bei den sowjetischen Spezialisten, sondern in erster Linie bei seinen Kollegen Ansehen genießt? Als Meister muß er vor allem ein perfekter Organisator sein. Denn er ist verantwortlich dafür, daß der Bau läuft. Alles muß zur rechten Zeit da sein – ob nun ein Kran, Schweißelektroden oder das Essen. „Mit Hans klappt die Arbeit", sagt Lothar Foß, einer der jüngsten in der Brigade. „Einen besseren Meister kann ich mir gar nicht vorstellen. Und ein Kämpfer ist er, zäh wie eine Katze. Einmal hatten wir keinen Bagger, mußten das Rohr vom Schnee freischippen. Hans war der erste, der zur Schaufel griff, und der letzte, der sie weglegte." Ein solcher Mann kann natürlich seine Leute mitreißen. Und sie bestätigen, daß man mit Hans Rebling durch dick und dünn gehen kann. Es gibt aber auch einige, die bei dem Namen Rebling die Stirn runzeln. „Das stimmt. Für so manchen bin ich ein unbequemer Partner", gibt er zu. „Wenn ich von einer Sache überzeugt bin, dann drücke ich sie auch durch. Dabei bin ich sehr hartnäckig. Gut, ich lasse mich auch belehren. Aber jede Aufgabe muß solide und effektiv gemacht werden, das erfordert von der Leitung, bestimmte Voraussetzungen zu schaffen. Da kommt man nicht drum herum. Von uns wird gute Arbeit gefordert. Da ist es mein gutes Recht, mich als Meister dafür einzusetzen, daß meine Männer entsprechende Arbeitsbedingungen bekommen. Da muß ich manchmal schon einigen auf den Nerv gehen." Hans Rebling ist voller Unrast. Er schafft Bewegung, die auch andere voranbringt. „Schlafmützigkeit und Eierei, wenn es um Entscheidungen geht, kann ich nicht ertragen. Jede Stunde, die ungenutzt vergeht, stört mich ungemein." Jeder, der Hans Rebling kennt, kann das bestätigen.

„Das Schweißen und das Singen, das kann man nicht erzwingen."

Wie kann das gutgehen, so ein Doppelleben? Daheim wohnt die Frau, arbeitet, zieht drei Jungen groß, und der Mann kommt immer nur mal auf Besuch nach Hause. Früher am Wochenende, jetzt gar nur noch alle drei Monate. Hans spricht ungern über sich selbst. Er habe eine gute Frau, die beste, die er sich wünschen kann. Ingeborg Rebling: „Manchmal ist es schon schwer, wenn der Mann weit weg ist. Andererseits haben wir uns auch darauf eingestellt. Wenn Hans dann nach Hause kommt, ist er schließlich auch viele Tage hier. Er beschäftigt sich um so intensiver mit allem, bsonders mit den Kindern..."

Hans Rebling: „... und in den Jahren, die ich in der Sowjetunion gearbeitet habe, lernte ich nicht nur ein anderes Land kennen, sondern auch die unterschiedlichsten Menschen. Aber egal, ob in der Ukraine, in Mittelrußland oder im Ural, überall habe ich Freunde gefunden.“

Das Doppelleben des Hans R.

Familienbild Nr. 1 in Dornburg: Drei Rebling-Generationen – der Opa mit dem Enkel Flori, flankiert von der Oma, der Schwiegertochter Kerstin und dem jüngsten Sohn Tilo.

Und die Reblings können zufrieden sein mit ihren Kindern. Gunnar, der älteste, ist Koch, hat selbst schon Familie, und der Enkel Flori ist der Liebling von Opa Hans. Der zweite Sohn, Immo, dient zur Zeit bei der Volksarmee, während der jüngste in die Fußstapfen seines Vaters tritt; Tilo ist Schlosserlehrling.

Vor einer schwierigen Entscheidung standen die Reblings vor zwei Jahren. Da erhielt Hans ein Telegramm: Komm sofort nach Hause, muß operiert werden. 25 Jahre hatte Ingeborg Rebling als Krippenerzieherin gearbeitet. Nun setzte ein schweres Leiden an der Wirbelsäule ein Haltezeichen. „Ich lag mehrere Wochen im Krankenhaus", erzählte sie. „Hans wollte damals ganz daheim bleiben. Gewiß hätte man Verständnis dafür gehabt, seine Brigade, seine Leiter. Ich wußte aber auch, wie er an seiner Arbeit draußen hängt. Wir haben damals lange über alles gesprochen und entschieden: Hans soll noch einige Zeit an der Trasse bleiben. Zum Glück wohnt Tilo noch bei uns und Gunnar mit seiner Familie gleich im Nebenhaus. Da habe ich ausreichend Hilfe..."

Die Offenheit, die in seiner Familie selbstverständlich ist, pflegt Hans Rebling auch in seinem Arbeitskollektiv, seiner „zweiten Familie". Wie schafft er es, diese unterschiedlichen, verwegen aussehenden Männer unter einem Hut zu halten? „Da gibt es kein Geheimnis", lächelt er. „Sieh mal, in der Heimat, da geht nach Arbeitsschluß jeder seiner Wege, nach Hause, ins Theater, wohin er will. Wir sind im Prinzip seit drei Jahren Tag und Nacht zusammen. Da lernt man sich schon kennen, manchmal vielleicht besser als die eigene Frau." In den ersten Monaten war dieser Rhythmus – zwölf, vierzehn oder mehr Stunden Arbeit, auch am Sonnabend und Sonntag – eine ungewohnte Belastung. Die unterschiedlichsten Temperamente stießen aufeinander. Und nicht alle hatten das fachliche Niveau für den Großrohrleitungsbau. Die Qualitätsparameter sind viel höher als bei kleineren Rohrleitungen. Es dauerte ein Vierteljahr, bis sich das Kollektiv von Hans Rebling zusammengerauft hatte. „Heute ist unser Arbeitstempo ungefähr 50 Prozent höher als vor zehn Jahren an der DRUSHBA-Trasse", meint Hans Rebling. Ein Vorteil ist, daß sein Kollektiv stets geschlossen in Urlaub fährt, und deshalb auch immer wieder gemeinsam an die Trasse zurückkehrt. „Wir haben dadurch einen festen Zusammenhalt, und wenn es sein muß, schaut niemand auf die Uhr, wann Feierabend ist." Hans Rebling ist stolz auf seine Männer. „Keiner ist bisher weggegangen. Doch, einer", schränkt er ein. „Seine Frau kam zu Hause allein nicht mehr zurecht." Es gibt Leiter, die versuchen, nur die besten Spezialisten in ihr Kollektiv zu nehmen. Hans Rebling lehnt so was ab. „Ich habe nie jemanden abgewiesen, der bei uns anfangen wollte. Selbst wenn es bei dem einen oder anderen länger gedauert hat, ihm begreiflich zu machen, weshalb wir hier arbeiten." Und überzeugen kann der am besten, der selbst zeigen kann, was er von anderen verlangt, ist Hans Reblings Meinung. Gleich nach der DRUSHBA-Trasse nutzte er deshalb das Angebot, beim ZIS in Halle eine Ausbildung zum Lehrschweißer zu absolvieren. „Ich freue mich natürlich, wenn sich die Jüngeren von mir was abgucken", sagt Meister Rebling. „Für unsere Arbeit mußt du Gefühl mitbringen, für das Metall und für dein Arbeitsgerät. Du mußt zum Beispiel einschätzen können, reicht deine Kraft, deine Ruhe, um eine stärkere Lage sauber zu schweißen, oder gehst du auf Nummer sicher und ziehst erst eine dünnere und nach einer Pause noch eine zweite Lage hinterher. Schon mein erster Schweißlehrer, Herbert Grabengießer hieß er, sagte: ‚Das Schweißen und das Singen, das kann man nicht erzwingen.'" Vielleicht ist dies der Zauberspruch von Hans Rebling? Ich bin sicher, er wendet ihn auch auf andere Bereiche seines Lebens, seines Doppellebens an.

„So ganz kommt man wohl nie mehr los davon."

Zwei Ereignisse in den letzten drei Trassenjahren waren für Hans Rebling von besonderer Bedeutung: sein Eintritt in die Sozialistische Einheitspartei und die Verleihung des Vaterländischen

Verdienstordens in Gold. Über den Orden spricht er kaum. Nur, es sei eine schöne Feier danach gewesen im Sport- und Erholungszentrum von Berlin.
Die Sache mit der Partei war ihm schon lange, jahrelang durch den Kopf gegangen. Hans Rebling glaubte, gerade er müsse etwas ganz Außergewöhnliches tun, um würdig zu sein für die Partei.

Bis ihn eines Tages sein damaliger Direktor Bodo Schroth fragte: „Sag mal, Hans, meinst du nicht, daß es nun langsam Zeit für dich wird? Worauf wartest du denn noch?“ Diese Frage war für Hans Rebling eine Antwort. Sie räumte seine letzten Zweifel an sich selbst beiseite. In seiner Arbeit, in seinem Verhältnis zu den Kollegen war er schon lange ein Vorbild. Und viele wunderten sich: Was, der Hans ist parteilos? „Heute glaube ich es selbst kaum, daß ich so lange gewartet habe. Eigentlich bin ich ja ein Mensch mit schnellen Entschlüssen“, sagt Hans Rebling nachdenklich.
Das dritte wichtige Ereignis steht nun bevor. Für Hans Rebling und einige seiner Mitstreiter sind die letzten Wochen angebrochen an der Trasse. Drei Jahre haben sie verbracht zwischen Karpaten und Ural, haben Schweiß und Kraft gelassen, manche graue Strähne ins Haar bekommen. Aber auch Dank. Vor wenigen Tagen erst beglückwünschte Erich Honecker die Trassenbauer zu ihren Erfolgen in der Arbeit. Die Reblings machen nun Platz für die nächsten, die sich dieser Herausforderung stellen wollen. Zu tun gibt's genug. Bis 1993 ist der neue Vertrag datiert zwischen der DDR und der UdSSR über die Lieferung von Erdgas und die entsprechenden Arbeitsleistungen. Vor allem der Bau des neuen RGW-Gemeinschaftsprojekts, der Leitung „Progreß“ von Jamburg nach Ushgorod, steht dabei im Vordergrund. Gelegenheit für Hunderte von Fachleuten, sich hier zu spezialisieren, sich sowohl beruflich als auch menschlich zu entwickeln.
Und was kommt nach Hans Rebling? „Mein Nachfolger ist schon da. Horst Wiedemann arbeitet lange genug mit uns. Der packt das“, versichert Hans Rebling. Allerdings verläuft gerade der Wechsel von erfahrenen Kollegen, ob nun Arbeiter oder Ingenieur, nicht immer und überall reibungslos. „Oft kommen welche her, die auf ihrem Gebiet gewiß gute Fachleute sind, hier aber zu wenig Zeit haben, sich einzuarbeiten. Da muß noch langfristiger gedacht werden, damit die Übergänge nahtlos sind.“
Hans selbst, gibt er sein Doppelleben auf? „Nicht ganz. Ich bleibe dem Rohr treu. Allerdings nicht mehr so weit weg von zu Hause. In der Heimat stelle ich ein neues Kollektiv zusammen. Wir bauen in der DDR das Erdgasleitungsnetz weiter aus, und viele meiner Männer wollen dabei mitmachen. Na, und wenn im Ural oder sonstwo Not am Mann sein sollte, für drei, vier Wochen würde ich dann schon mal aushelfen. So ganz kommt man wohl nie mehr los davon...“

Familienfoto Nr. 2 bei Tschaikowski: Meister Rebling inmitten seines Kollektivs: 24 Männer und eine Frau. Allerdings ist es nur die Hälfte der „Truppe“. Die andere, die sich dem Fotoreporter nicht stellen konnte, ruht sich gerade aus. Für die Nachtschicht.

Industrie-pakete

Vom leuchtenden Rot bis zum tristen Grau reicht das Farbenspiel auf unserem Bahnhof. Eine Äußerlichkeit, gewiß, doch in den Kisten selbst, da geht es noch bunter zu. Der Inhalt der bis zu zwanzig Tonnen Ladung fassenden Großbehälter reicht von Frühkartoffeln über elektronische Rechenanlagen bis zu Glühlampen – alles hochwertige und empfindliche Stückgüter.
Container bewähren sich seit Jahren als ein zuverlässiges und rationelles Transportmittel mit vielen Vorzügen. Die Güter werden in ihnen von Haus zu Haus versandt, gelangen also vom herstellenden Betrieb direkt, ohne die mitunter aufwendigen Umladungen zum Verbraucher. Das reduziert die Transportverluste auf ein Minimum. Experten errechneten, daß dank der Container die Arbeitsproduktivität beim Be- und Entladen sowie beim Transport um das Zwei- bis Dreifache gesteigert werden kann, die Warenzirkulation durch die geringeren Transportzeiten sich bis zu fünfzig Prozent beschleunigt. Durch die Verlagerung des Containertransports auf die Schiene erwachsen zudem wesentliche energieökonomische Vorteile. Das sind für mich überzeugende Argumente für die Zukunft unserer Arbeit. 37 000 Großcontainer des Verkehrswesens sind gegenwärtig in unserer Volkswirtschaft eingesetzt. Mit den 1986 vorgesehenen mehr als 840 000 Großcontainer-Beladungen gehört die DDR zu den führenden Ländern auf diesem Gebiet. 400 solcher „Industriepakete“ ver- oder entladen wir täglich auf unserem Berliner Containerbahnhof, übrigens mit 28 000 Quadratmetern der größte der Republik. Immer mehr Betriebe bedienen sich dieser rationellen Art des Versands.
Die Umschlagsergebnisse des vergangenen Fünfjahrplans beweisen das sehr anschaulich und konkret: Schickten wir

1981 von hier 23 350 Container auf die Reise, so waren es 1985 immerhin 40 603. Empfingen wir 1981 auf unserem Bahnhof 39 200 Container, so brachten wir es im Vorjahr auf 55 900. Eine beachtliche Steigerung. Und das bei der gleichen Zahl von Arbeitskräften. Um im Parteitagsjahr weitere Reserven zu erschließen, stehen wir mit unserem wichtigsten Vertragspartner, dem Kombinat „Autotrans", im Komplexwettbewerb. Das Ziel: die Transporte pünktlich und mit hoher Zuverlässigkeit abzuwickeln. Und das in drei Schichten, an Wochenenden und Feiertagen. Bei uns rollt es immer. Dabei könnte es noch besser gehen, wenn alle unsere Kunden, rund 600 Betriebe, immer mitziehen würden, die Container schnell be- und entladen. Um künftig die Effektivität des Containertransports weiter zu erhöhen, überlegen wir gegenwärtig, wie und wo uns dabei Bürocomputer behilflich sein könnten.

Dynamisch entwickelt sich der Containertransport im Export mit den RGW-Ländern. Das spiegelt sich auch auf unserem Bahnhof wieder. In diesen Kisten gehen auch Ausrüstungen zur Trasse, zu Exportkunden nach Moskau oder Minsk. Die weitesten Sendungen bisher schickten wir in die Mongolische Volksrepublik, über Wladiwostok nach Japan oder zur anderen Seite über den Atlantik nach Argentinien.
Immer mehr bunte „Industriepakete" versenden wir in alle Welt. Das ist, so meine ich, Zeugnis gewachsener Leistungsfähigkeit unserer Wirtschaft.

Arnold Trojahn/Leiter des Containerbahnhofs Berlin, Frankfurter Allee

Foto: Detlef Christel

● Wörtlich

Unabhängig davon, ob ich Mandelas Tochter bin oder nicht, habe ich in unserer Gesellschaft eine bestimmte Rolle zu spielen. Ich kann keinen Schwarzen verstehen, der gelitten hat und weiß, wer dafür verantwortlich ist, und trotzdem nichts tut. Ich jedenfalls bin bereit, für mein Recht zu kämpfen.

Zindzi Mandela, Südafrika, Tochter des eingekerkerten ANC-Führers Nelson Mandela

● Kurz berichtet

Im Dauerfrostboden der Kolyma-Niederung (Nordost-Sibirien) haben Wissenschaftler in fast zwei Millionen Jahre altem Gestein lebensfähige Bakterien festgestellt, deren Zahl bis zu mehreren tausend je Gramm Gestein betrug. Sie belegten damit, daß manche Mikroorganismen gleichsam in Winterschlaf fallen und im Zustand der Anabiose Millionen Jahre überdauern können.

Eine großartige Sammlung von Rosen hat der botanische Garten der rumänischen Stadt Cluj-Napoca vorzuweisen. Unter den 400 Sorten ragt besonders die „Grüne Rose" hervor – eine originelle Art mit Blütenblättern aus sattem Salatgrün.

Eine rund 900 Meter lange und 20 Meter breite Zugbrücke ist in der ostchinesischen Stadt Tianjin für den vierspurigen Verkehr übergeben worden.

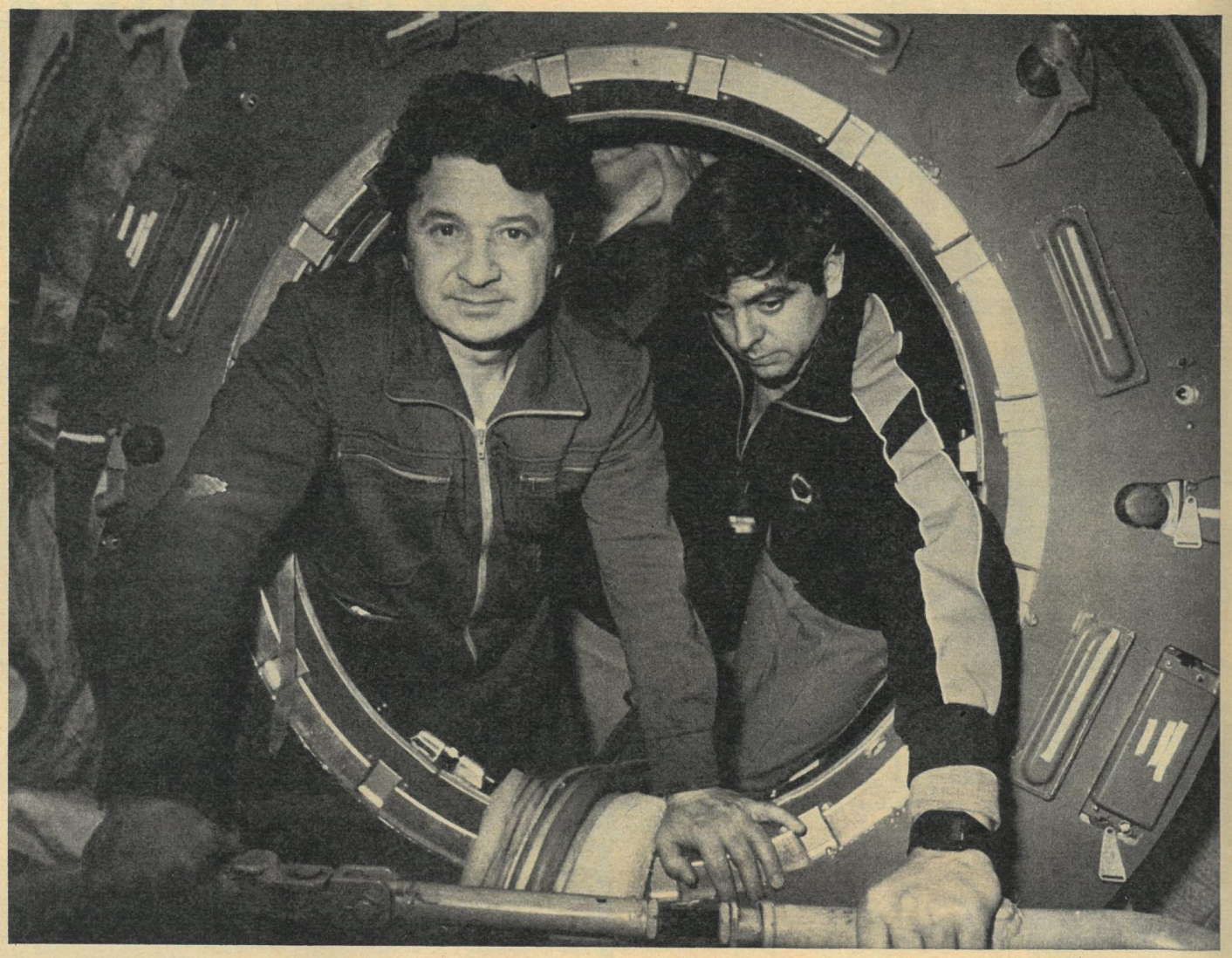
1986 wird in Polen der inzwischen fünfzehnte Nationalpark angelegt. Er entsteht rund um den Wigry-See, einen der größten und tiefsten Seen Polens, in der Augustów-Heide mit ihren sauberen Flüssen, seltenen Flora- und Faunaarten und zahlreichen Biberburgen.

In Kampuchea wurde jetzt das erste Dieselkraftwerk in Betrieb genommen. Sowjetische Fachleute haben es in Phnom Penh errichtet, wo es Wohnhäuser und Betriebe der Hauptstadt mit Strom versorgen wird. In den kommenden Jahren sollen mit sowjetischer Hilfe weitere vier Kraftwerke entstehen.

Mit einem Fangergebnis von über 215 000 Tonnen Fisch stellten die Hochseefischer Kubas 1985 einen neuen Jahresrekord auf. Seit 1958 hat sich die Fischproduktion des Landes verzehnfacht.

Zur Erinnerung an Michail Scholochow wird im Zentrum von Moskau eine Denkmalsgruppe mit den berühmtesten Roman-Figuren des Schriftstellers entstehen.

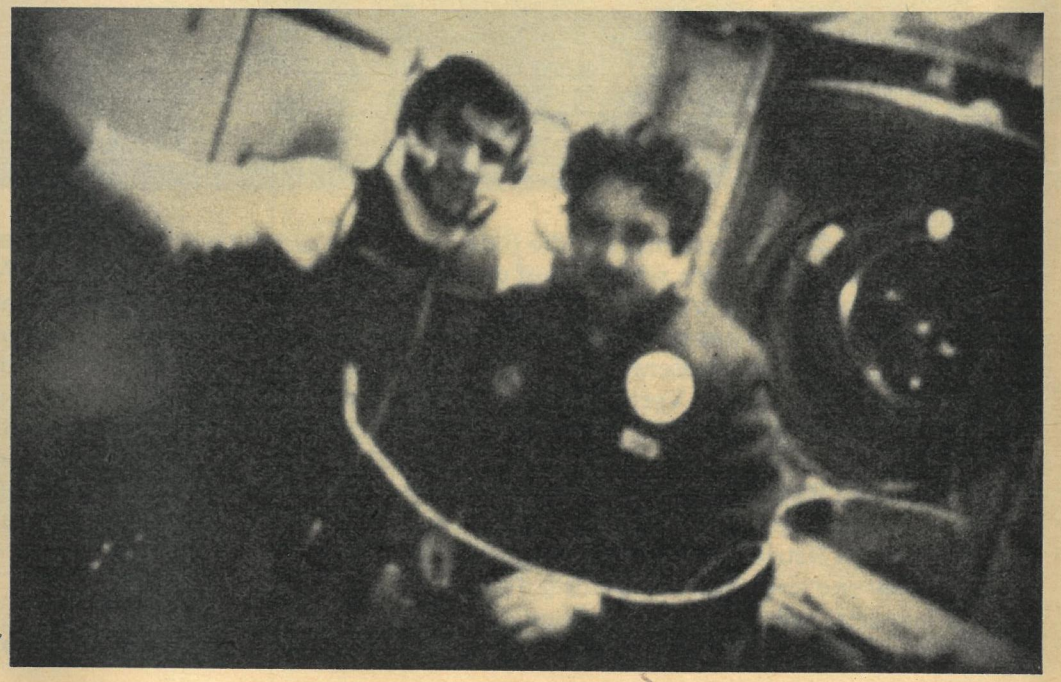
Fotos: TASS



Erkerzimmer und Balkon?

Durch dieses Tor betraten sie am Nachmittag des 15. März ihr neues Domizil in der Schwerelosigkeit: Kommandant Leonid Kisim (links) und Bordingenieur Wladimir Solowjow, die erste Besatzung in dem Orbitalkomplex „Mir" (Frieden). Die beiden Weltrekordkosmonauten, die 1984 gemeinsam mit ihrem Bordarzt Oleg Atkow eine sensationelle Langzeitexpedition von 237 Flugtagen in der heute immer noch betriebstüchtigen Vorläuferstation „Salut 7" durchführten, aktivieren jetzt den Basisblock der neuen Orbitalstation, die in Zukunft ständig bemannt werden soll. Kisim und Solowjow testen die Computer, Steuerungs- und Lebenssicherungssysteme von „Mir" und übernehmen von anlegenden „Progress"-Frachtern Proviant und wissenschaftliche Geräte. Es ist die Ouvertüre zum weiteren Anbau an den Basisblock. Wenn Kisim und Solowjow ihre Arbeit getan und ihre Expertise abgegeben haben, erhält „Mir" seine „Erkerzimmer" und „Balkone" in Gestalt großer Raumschiffkabinen, die sternförmig am Bug des Basisblockes angekoppelt werden. Sektionen, ausgestattet mit dem gesamten erforderlichen Instrumenten-Inventar für Werkstoffexperimente, für astronomische Beobachtungen, für meteorologische Forschungen, für biologisch-medizinische Versuche und vor allem für Erderkundungen. Letztere sind Modul-Labors mit großen Fotoluken und einer vielseitigen Ausrüstung an Kameras und Spektrometern. Zu ihrer Ausrüstung gehören Geräte, die in den „Interkosmos"-Partnerländern der UdSSR entwickelt und gebaut wurden (siehe auch Seiten 28/29). Im Sternenstädtchen verfolgen mit besonderer Aufmerksamkeit die Doubles der beiden und die zahlreichen dreiköpfigen Raumschiffcrews, die als Langzeit-Mannschaften vorgesehen sind und sich im Schichtrhythmus von einigen Monaten im fliegenden Wechsel ablösen sollen, was Kisim und Solowjow per Telekommunikation (siehe Bild unten) von „Mir" berichten. Auch die Mitglieder von Swetlana Sawizkajas Ausbildungsgruppe, denn für die „Mir"-Besatzungen wurden mehrere Frauen, Wissenschaftlerinnen und Technikerinnen, ausgewählt.

Karl-Heinz Eyermann



Neue Wege zu altem Gold

Auskünfte für FREIE WELT gab Viktor Tichonow, Cheftrainer der sowjetischen Eishockey-Auswahl und von ZSKA Moskau.

Was sind die Gründe dafür, daß die UdSSR-Auswahl bei der WM '85 ihren Titel nicht verteidigte?

Eines der Probleme war das Fehlen der Stabilität in der Mannschaft. Früher hatte der erste Sturm die Führung, gefolgt von einem zweiten und dritten, die in der Regel aus Spielern eines Klubs zusammengesetzt waren. Die vierte Sturmreihe bestand aus den besten Hockeyspielern verschiedener Klubs, die praktisch genauso stark waren wie die erste. Die gesamte Mannschaft verliert an Wirkung, wenn die Reihe Makarow – Larionow – Krutow und das Verteidigerpaar Fetissow – Kasatonow im Spiel aus dem Rhythmus kommen. Wir brauchen noch mehr talentierte Hockeyspieler. Ihre Entwicklung muß bei den Kindern beginnen. Aber wo werden Trainer speziell für die Arbeit mit den Kindermannschaften ausgebildet? Noch ein Problem: der Torwart. Einen zweiten Tretjak haben wir nicht… Und es fehlt uns an sehr guten Mittelstürmern. Dann muß ich darauf aufmerksam machen, daß die Gegner uns lange und gründlich studiert, sich unserem Spiel angepaßt haben, so daß unsere Stärken ausgeglichen wurden. Nun müssen wir kühn nach Neuem suchen.

Was halten Sie davon, manches Match zu verlieren zugunsten eines bedeutsameren Sieges?

Nach meiner Überzeugung darf man im Sport keine Niederlagen planen. Eine solche Taktik ist schädlich für die Persönlichkeitsentwicklung. Sie führt dazu, daß eines Tages der Sportler nicht mehr motiviert werden kann, im Kampf alle Kräfte aufzubieten. Einige Leute meinten, die ČSSR-Spieler seien clever, weil sie in der ersten Runde eine Niederlage im Kampf um den Europameistertitel zugunsten eines WM-Sieges in der zweiten Runde eingeplant hatten. Dabei geholfen haben ihnen unsere Spieler: Nachdem sie souverän Europameister geworden waren, fühlten sie sich sicher. Aber auf einem Thron ist nicht gut spielen, schon gar nicht um einen Weltmeistertitel.

Das Trio Makarow – Larionow – Krutow wird als bester Sturm aller Zeiten bezeichnet…

Ich denke, daß man hier keinen Vergleich zu früher anstellen darf. Jede Epoche hat ihre Helden. Aber daß diese Reihe die frühere nach bestimmten Kriterien übertrifft, ist gesetzmäßig, weil sich das Eishockey weiterentwickelt. Ohne eine Vorwärtsbewegung kann man nicht auf Erfolg rechnen. Eine andere Sache ist, daß von mir verlangt wurde, die jetzige Reihe schon innerhalb eines halben Jahres zu voller Stärke zu führen. Zudem spielen sie ständig mit dem Verteidigerpaar Fetissow – Kasatonow zusammen. Das heißt, zum ersten Mal wurde im Eishockey eine Fünfergruppe geschaffen. Vor mir steht jetzt die Aufgabe, noch ein Verteidigerpaar einzuspielen und alles zu unternehmen, daß dem ersten „Fünfer" ein zweiter schlagkräftiger folgt.

Gibt es im Eishockey von heute weniger Persönlichkeiten als früher?

Während der jüngsten Tournee durch Kanada und die USA sind die Zuschauer während des Spiels aufgestanden und applaudierten unserer ersten Fünferreihe. Ein früher bekannter Eishockeyspieler hat gesagt, daß die Spieler seiner Generation etwa dasselbe konnten, nur alles langsamer. Der Spieler hat heute viel weniger Zeit, schön zu spielen und effektiv zugleich. Aber das Eishockey hat deswegen nichts von seiner Anziehungskraft verloren. Sterne gibt es, und unser Wunsch ist natürlich, es mögen mehr sein. Wir dürfen kein Talent übersehen.

Wie sehen Sie die kommende Weltmeisterschaft im April in Moskau?

Ich erwarte schnelle, harte Attacken. Die Spiele werden zweifelsohne mitreißend sein. Und jene Probleme unserer Auswahl, von denen ich sprach, sind Wachstumsprobleme, bedingt durch die Entwicklung unseres Eishockeys.

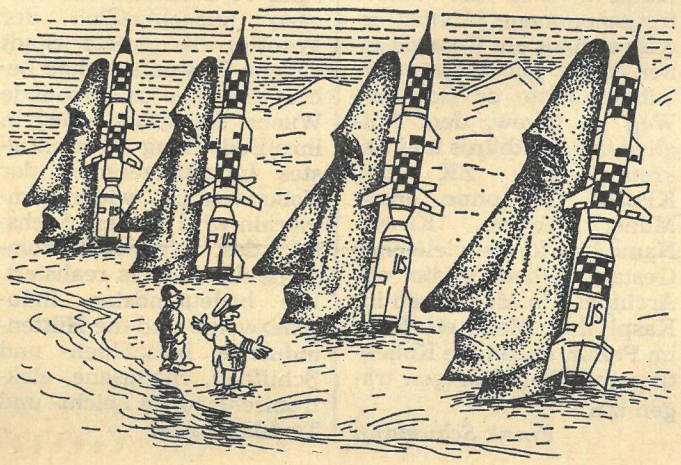
Interview:
Alexander Buzenin

Militärbasis Osterinsel

Da es der Ostersonntag des Jahres 1722 war, als der holländische Kapitän Jakob Roggeveen und seine Besatzung gut 2000 Seemeilen westwärts der chilenischen Küste im südlichen Pazifik unvermutet die Konturen einer Insel sichteten, nannten die Fremden dieses Eiland hinfort Osterinsel. Selbstverständlich hatte es längst seine Namen, die ihm von wechselnden Bewohnern gegeben worden waren: Rapanui (die Große) oder Waihu (Milch) oder auch Tepito – te – Henua, was soviel bedeuten soll wie „Nabel der Welt". Bekannt, weil interessant, wurde die 118 Quadratkilometer große Insel, auf der heute etwa 2000 Menschen leben, durch zahlreiche, hoch aufragende Steinfiguren mit menschlichen Gesichtszügen. Diese ungewöhnlichen Zeugen der Vergangenheit sind geheimnisumwittert geblieben, weshalb es dann auch seit längerem einen Flugplatz dort gibt, um Wissenschaftlern wie auch Touristen bequemen Zugang zu dem „grandiosesten Freilichtmuseum der Welt" – so die Einschätzung der UNESCO – zu verschaffen. Indes – auch andere, die mit kulturellen Gütern nichts und mit deren Pflege und Schutz schon gar nichts im Sinne haben, begehren dringlich Zugang zu dieser Insel und erhalten ihn auch.

Die Osterinsel gehört zu Chile; und Diktator Pinochet, in vielen Schwierigkeiten steckend, ist beflissen dem Ansinnen seiner Gönner in Washington nachgekommen, sie „zur Verfügung" zu stellen: offiziell der US-amerikanischen Weltraumbehörde NASA – wie es heißt – als „Notlandeplatz" für ihre sogenannten Weltraumfähren. Dafür darf er des Wohlwollens der Washingtoner Administration zumindest für die nächsten Jahre sicher sein, und die Kredite amerikanischer Banken dürften auf entsprechende Winke auch wieder reichlicher fließen. Der angebliche Notlandeplatz jedoch entpuppt sich bei näherem Hinsehen als vielseitige Militärbasis: Die Landepiste, die natürlich auch eine Startpiste ist, wird auf 5000 Meter verlängert, ein Kriegshafen ist vorgesehen, elektronische Anlagen werden installiert, die eben nicht nur einer Raumfähre bei der „Notlandung" helfen, sondern z. B. Antisatellitenwaffen leiten können. Selbstverständlich kann das alles nicht „schutzlos" bleiben, so daß dort sicherlich alsbald auch Raketen stehen werden – zur größeren Sicherheit der „freien Welt" natürlich. Was bei alledem aus diesem einmaligen Kulturdenkmal wird, interessiert im Pentagon offensichtlich niemanden. Kultur bringt keinen Profit, Rüstung hingegen verspricht ihn in Fülle.

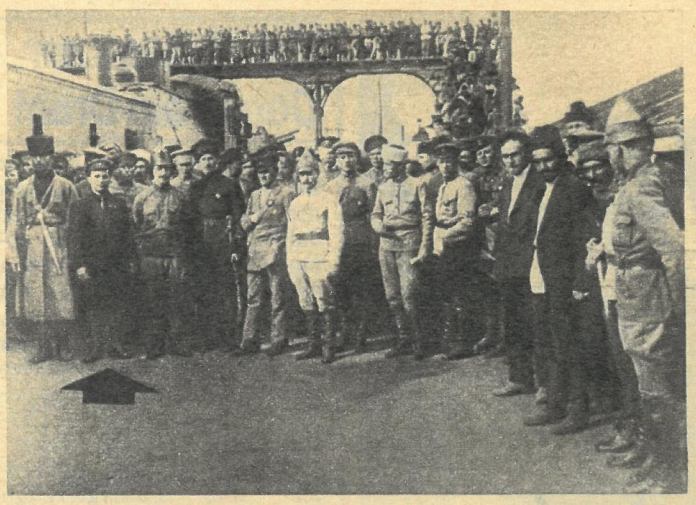
Horst Schötzki



Von Ostsee zur Donau am Draht

Weit im Süden, am Elbufer bei Bad Schandau, hatten die Fahrleitungsbauer vor Jahren begonnen. Ende vorigen Dezembers erreichten sie, hoch im Norden – am Bahnhof Warnemünde –, die Küste. Seitdem rollen auf der rund 470 Kilometer langen Nord-Süd-Schienenmagistrale zwischen Ostseestrand, DDR-Hauptstadt und ČSSR-Grenze die Güter- und Passagierzüge durchgehend unterm „langen Draht". Schon steht ein weiteres Ereignis bevor: Auf der Strecke Rostock–Schwerin, voraussichtlich beim Bahnhof Bad Kleinen, werden die Elektrifizierungs-Kollektive nächstens über dem 1000. Streckenkilometer – elektrifiziert seit dem X. Parteitag der SED – das „Spinnweb" von Tragseilen und Fahrdrähten miteinander verbinden. Insgesamt werden dann mehr als zweieinhalbtausend des über 14 000 Kilometer langen DDR-Eisenbahnnetzes elektrifiziert sein, was gleichzeitig einem Drittel der Hauptbahnen entspricht. Etwa 8000 von 25 000 Streckenkilometern, so vermelden die Eisenbahner der benachbarten VR Polen, beträgt dort der Anteil an E-Traktion. Hier hatten sich während des vergangenen Jahrfünfts die Arbeiten vorrangig auf die 660 Kilometer lange sogenannte Odermagistrale konzentriert, die als eine der wichtigsten Haupt- und Transitstrecken des Landes solche industriellen Ballungszentren und Rohstoffreviere wie Katowice und Wrocław, gleichzeitig aber auch die Eisenbahnnetze der ČSSR, Ungarns und Österreichs mit den polnischen Oder-Ostseehäfen Szczecin und Swjnoujście verbindet. Seit dem vorigen Sommerfahrplan verkehren die Züge elektrisch zwischen Beskiden und Meer. Die größtenteils eingesetzten Eilzüge bewältigen die Strecke in 16 Stunden – billiger und fast ebenso schnell wie Fernlaster. Die ČSSR-Eisenbahner wiederum sind bei der südlichen Weiterführung der Transit-Trasse DDR-Ostseeküste/Donauraum von Bratislava über Brno und Prag inzwischen bis Děčín gekommen. Plangemäß werden sie die E-Verbindung zum DDR-Eisenbahnnetz auf der Elbroute um die Jahreswende 1987/88 vollziehen. Knapp 3500 von 13 000 Kilometern – also etwa ein Viertel – der ČSSR-Schienenwege sind derzeit „am Draht".

Helmuth Reich



Geburtsname: Kostrikow

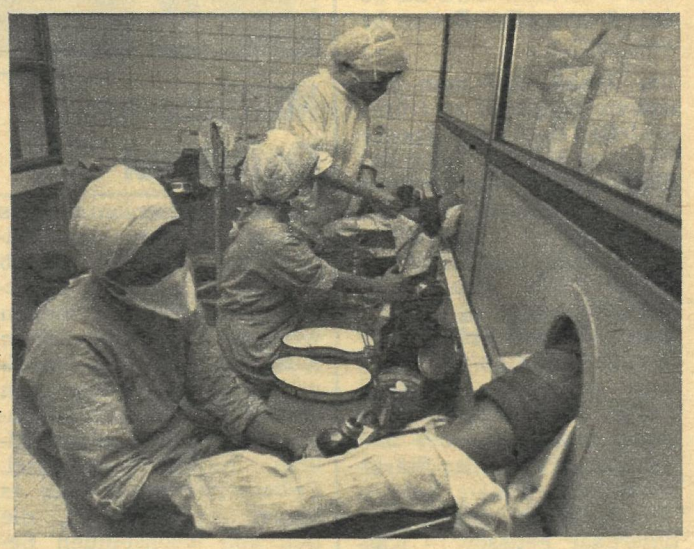
Am ersten Dezembertage des Jahres 1934 peitschten Schüsse in Leningrad. Sie trafen den 48jährigen Sergej Kirow beim Verlassen seines Arbeitszimmers tödlich... Kirow war unter dem Namen Kostrikow am 28. März 1886 in der Kleinstadt Urchum bei Moskau zur Welt gekommen. Er wuchs in einem Waisenhaus auf, lernte, da talentiert, an einer mechanisch-technischen Lehranstalt und kam auf diese Weise erstmals in Berührung mit Proletariern, die bereits mehr kannten als nur das Bild des Zaren und Sprüche aus der Bibel. Das blieb für den jungen Kostrikow nicht ohne Folgen: Mit 18 Jahren schloß er sich der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAPR) an und kämpfte dort bald auf ihrem linken, dem bolschewistischen Flügel. Er wirkte für die Partei im sibirischen Tomsk und in Irkutsk und entzog sich dem Zugriff der Polizei durch rechtzeitige Flucht in den Kaukasus. Sergej Kirow, wie nun der Deckname Kostrikows lautete, sorgte mit Erfolg dafür, daß im Herbst 1917 auch in dieser Region das Banner des Roten Oktober aufgepflanzt werden konnte. Während der imperialistischen Interventionskriege zeichnete er sich unter anderem als Vorsitzender des Provisorischen Revolutionskomitees in Astrachan aus. Mit seinen Truppen befreite er Aserbaidshan und Georgien (auf unserem Foto oben mit Kämpfern der 11. Armee auf dem Bahnhof des eben befreiten Baku, vorn 2. v. l.). Später, als Sekretär des ZK der KP Aserbaidshans, trug er maßgeblich mit zur Gründung der UdSSR bei. Das bemerkenswerte Vertrauen der Partei in Kirows Standfestigkeit und Treue zeigte sich aber besonders in der Mitte der zwanziger Jahre. In Leningrad hatte sich das Zentrum der sogenannten „neuen Opposition" unter Sinowjew formiert – das waren Trotzkisten, die wesentliche Fragen der Parteiarbeit, der Bündnispolitik und des Klassenkampfes von antileninistischen Positionen aus beantworteten. Auf dem XIV. Parteitag der KPdSU (B) im Dezember 1925 vertraten diese Leningrader Delegierten Positionen, die nicht der Auffassung der Leningrader Kommunisten entsprachen. Keine vier Wochen später enthob daher die Gouvernementskonferenz die alte Leitung unter Sinowjew und wählte ein neues Gouvernementskomitee mit Kirow an der Spitze, der hier besonders für die Entwicklung der Stadt zum Industriezentrum wirkte.

Fakten, die ahnen lassen, welch gewaltige ideologische Arbeit zuvor und danach geleistet werden mußte... Der am Tatort festgenommene Mörder erwies sich als ein Renegat jener Jahre; mit seinem Parteibuch hatte er sich den Weg zu Kirow, dem Mitglied des Politbüros und Sekretär des ZK der KPdSU (B), ohne große Mühe gebahnt. Kirows Name lebt fort in vielfacher Gestalt: sieben Städte, ein Archipel, ein Meerbusen im Kaspischen Meer, ein Berg im Pamir, unzählige Kollektive und Einrichtungen tragen ihn.

Frank Schumann

Zitronenzelte

Der Zitrus-Kolchos „Iljitsch" im Rayon Gulripsch (Georgische SSR) ist der erste Landbetrieb in der Sowjetunion, der auf industrielle Weise den Anbau dieser Südfrüchte betreibt. Auf einer Fläche von 300 Hektar wachsen Zitronen- und Mandarinensträucher. Und trotz des ziemlich milden Klimas ist in der kalten Jahreszeit „Winterbekleidung" nötig.



Riesenstadt

Einst ein kleines Fischerdorf, ist Shanghai heute mit rund 15 Millionen Einwohnern (einschließlich der Vororte) die größte Stadt Chinas. Das pulsierende Leben wie der zunehmende Wuchs der Stadt spiegeln ihre Bedeutung als wichtigstes Industriezentrum der Volksrepublik wider. Immerhin wird hier ein Sechstel des Nationaleinkommens des Landes realisiert. Die bedeutendsten Industriezweige sind die Hüttenindustrie, Maschinen- und Schiffbau, chemische, elektronische sowie Leicht- und Textilindustrie.

Lebensretter

In der ČSSR gibt es immer mehr Träger der „Dr.-Janský-Goldmedaille" – eine Ehre, die demjenigen zuteil wird, der 40mal unentgeltlich Blut gespendet hat. Allein in der Ostslowakei (Foto links: im Transfusionszentrum Košice) hat sich die Zahl der unentgeltlichen Blutspenden von 175 im Jahre 1961 auf über 40 000 im Jahre 1985 erhöht. Hier konnten bisher 96 der goldenen Medaillen verliehen werden, benannt nach einem tschechischen Blutspezialisten.

Modetrends

Flottes aus Leder und Pelzen, aktuell von sportlich bis hochelegant, wurde kürzlich auf einer Modenschau im Sofioter Hotel „Witoscha-Neu Otani" präsentiert. Kleidung für sie und ihn, vom Rock bis zum Mantel, sowie eine Reihe unterschiedlichster Accessoires – Schuhe, Taschen, Gürtel u. ä. – verdeutlichten Trends und Tendenzen in der Entwicklung der Pelz- und Ledermode für die Saison 1986/87.

Von der Liebe zur Sache

Wer den Namen Borna hört, denkt sicher zuerst an Braunkohle. Tatsächlich prägen die Kohle und die mit ihr verbundenen Industrien das Leben der Menschen, die Landschaft und ebenso die Kreisorganisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Von den 46 000 DSF-Mitgliedern des Kreises Borna sind 31 000 in der Kohle-, Energie- und Chemieindustrie beschäftigt. Sie alle haben großen Anteil daran, daß zum Beispiel seit 1980 die Braunkohlenförderung im Bezirk Leipzig um rund 38 Prozent anwuchs. In diesem Sinne ist auch ihr Versprechen gegenüber Erich Honecker im Brief der Kreisdelegiertenkonferenz zu verstehen, alle Kraft für die weitere ökonomische Stärkung unseres sozialistischen Vaterlandes einzusetzen. In der Parteitagsvorbereitung kämpfen jetzt viele Kollektive um ein Ehrenbanner des Zentralvorstandes der DSF; und von der Kreisdelegiertenkonferenz ging der Appell aus, den Ehrennamen „Kollektiv DSF" zu erringen. Seitdem haben sich 197 Kollektive entsprechende Aufgaben gestellt, zum Teil schon abgerechnet und damit den Ehrennamen erhalten. Das Versprechen, 275 Kollektive für den Titelkampf zu gewinnen, wird – wie alle anderen Parteitagsverpflichtungen – eingehalten werden. So entstanden im Kreis bereits fünf neue Zirkel zur Auswertung sowjetischer Erfahrungen, fanden Veranstaltungen mit den Freunden des sowjetischen Generalkonsulats in Leipzig statt, wurden neue Grundeinheiten gebildet und die MMM-Bewegung aktiv unterstützt. Den größten Anteil an den Ergebnissen der Arbeit der Kreisorganisation in Vorbereitung auf den XI. Parteitag der SED haben die 4100 ehrenamtlichen Funktionäre. Ob man dabei an das Kreisreferentenkollektiv oder die „Kabinette der Freundschaft" denkt, ob an die Arbeit der 28 Zirkel zur Auswertung sowjetischer Erfahrungen oder der bestehenden 967 „Kollektive DSF"; ob es die jährlich 200 Freundschaftstreffen mit sowjetischen Touristen oder Soldaten betrifft oder die Proben und Auftritte der 27 Mitglieder des Frauenchores „DSF" in Kitscher – alles wird nur möglich dank ihrer Liebe zur Sache der deutsch-sowjetischen Freundschaft.

Renate Hoppe

Märchenreise übern Ozean

Amerikaner in Moskau. Noch ein Foto zur Erinnerung, und die Tage in der sowjetischen Hauptstadt sind vorüber. Vorüber die umjubelten Vorstellungen am Moskauer Kindermusiktheater, vorüber die turbulenten Autogrammstunden (Foto unten Ivy Austin als Raggedy Ann). Vorüber auch die Begegnungen mit einer Stadt, mit ihren Menschen, die noch vor wenigen Wochen Tausende von Meilen entfernt waren. Allein Patricia Snider, die Leiterin des Kinder- und Jugendtheaters der Stadt Albany auf der anderen Seite des Ozeans im US-Bundesstaat New York, kannte schon das Gefühl, einen Kontinent entdeckt zu haben. Sie war bereits vor zwölf Jahren einmal in Moskau. Übrigens ebenfalls mit einem Theater-Ensemble für kleine Zuschauer. „Vielleicht ist es symbolisch, daß nach einer langen Kunstpause Künstler, die ihre Arbeit den Kindern widmen, die ersten Sendboten aus den USA waren", sagte die Gründerin der Theatertruppe aus Albany. „Nachdem in Genf der Kulturaustausch zwischen der UdSSR und den USA unterzeichnet wurde, ist es an der Zeit, Brücken zwischen uns zu errichten." Kein Problem jedenfalls war es für die jüngsten Moskauer, über die Brücke zu gehen, die Raggedy Ann, Lieblingspuppe der amerikanischen Kinder, zu ihnen schlug. In dem Märchen „Die Stoffpuppe" von William Gibson helfen lebende Puppen dem schwerkranken Mädchen Marcella im Kampf gegen den bösen General der Dunkelheit. Viele Abenteuer haben Marcella, Raggedy Ann, ihre Puppenfreunde und die Zuschauer zu bestehen, um am Ende über das Böse zu siegen. „Die Kinder", sagt Patricia Snider, „müssen von uns überzeugt werden, daß Freundschaft und Liebe die Welt regieren sollen, daß aber noch viel getan werden muß, bis das Gute das Böse überwunden hat." Das Theater aus dem amerikanischen Osten – erst vor vier Jahren gegründet – will mit seinen Märchen und den musikalischen Komödien dabei helfen, und es hat in seiner Heimat schon viele Freunde gewonnen. Für die Regisseure und Schauspieler war die Reise nach Moskau nun ein interessantes Experiment, eine aufregende Prüfung vor völlig unbekanntem Publikum. Das Lampenfieber bei Beginn der ersten Vorstellung war verständlicherweise besonders groß. Um so größer dann die Freude, als die Akteure fühlten, daß die Maschas, Mischas und Saschas in Moskau genauso wie die Marys, Mikes und Alex aus Albany mit den Märchenhelden fieberten. „Die Völker auf der Erde sprechen verschiedene Sprachen", sagt Patricia Snider, „aber die Jugend glaubt an den Sieg der Vernunft. Es ist unbedingt notwendig, daß die Menschen die Möglichkeit haben, sich in der Sprache der Freundschaft miteinander zu unterhalten." Die Begegnung der amerikanischen Künstler mit dem sowjetischen Publikum war ein erster Dialog. „Und wir erwarten mit Ungeduld den Gegenbesuch des Moskauer Kindermusiktheaters. Wir bedanken uns nochmals für die herzliche Aufnahme."

Galina Plachotnjuk

● Erfahrenes

Das Vergängliche darf uns nicht unseres Gedächtnisses berauben, weil das Gedächtnis unser schonungsloses Gewissen ist. Und das Gewissen gestattet es dem Menschen nicht, die höchsten geistigen Ideale preiszugeben.

Tschingis Aitmatow
Schriftsteller, UdSSR

● Am Rande

In Prag besteht seit zwei Jahren ein „Klub der Großen", dem etwa 300 extrem große Mitglieder aus der gesamten ČSSR angehören. Frauen ab 1,80 und Männer ab 1,90 Meter mit einem Mindestalter von 18 Jahren können aufgenommen werden. Das größte Mitglied mißt 2,10 Meter. – Der richtige Vordermann fürs Kino!

● Persönliches

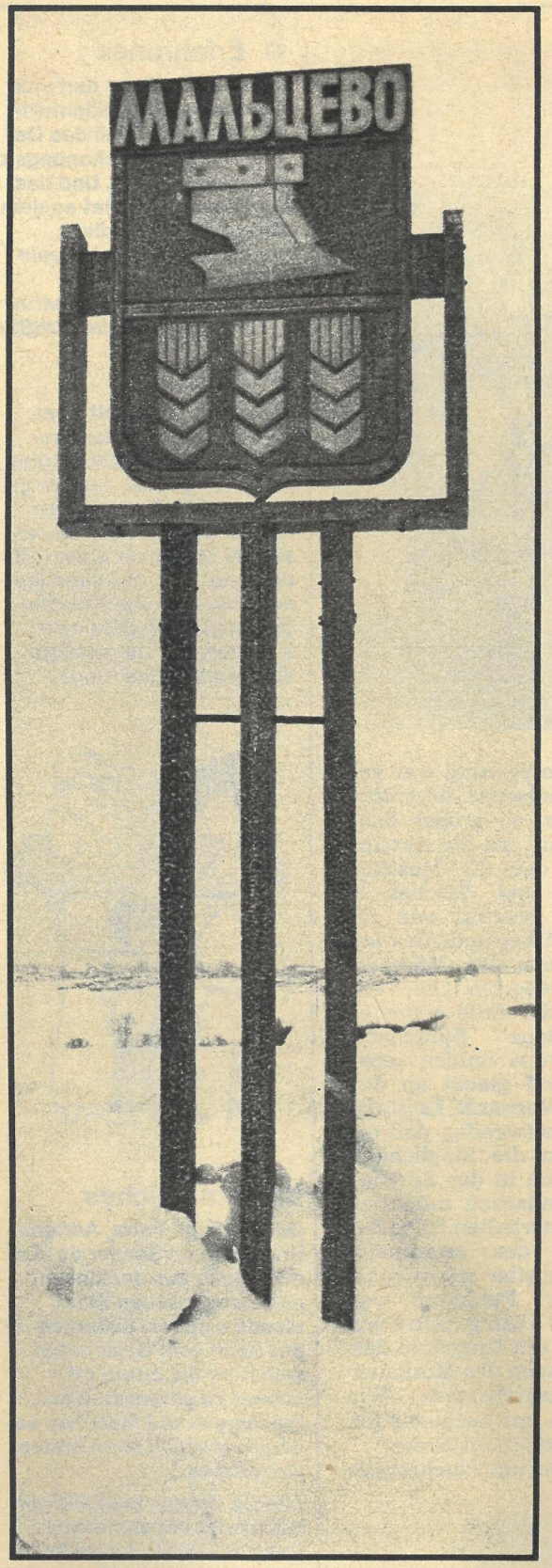
Die Vierlinge Petra, Adrienn, Krisztina und Sandor der Familie Bakó aus der kleinen mittelungarischen Stadt Mende sind rein äußerlich – das heißt vom Gesicht her – selbst für die Eltern oft schwer zu unterscheiden. Die Jungen und Mädchen begingen kürzlich ihren ersten Geburtstag.

Zdeněk Balsky, langjähriger Hobby-Bastler aus Hradec Králové (ČSSR), baute in seiner Freizeit die Kopie eines französischen „Dampfautos" aus dem Jahre 1883. Mit seinen 2,5 PS kommt das Vehikel immerhin auf eine Geschwindigkeit von 20 km/h.

Valentin Schechowzew aus Feodossija auf der Krim ist Taucher von Beruf, zugleich aber Mitglied des Weltverbandes für Humor, der seinen Sitz im bulgarischen Gabrowo hat. Valentins Sammlung umfaßt Karikaturen zu 720 Themen sowie etwa 15 000 Anekdoten und zahllose Aphorismen. Er ist Abonnent von 22 in- und ausländischen Zeitschriften.

Redaktion: G. Wehrmann, H. Obuchoff; Fotos: APN, TASS (3), ZB/TASS, ZB/ČTK/Pisecký, ZB/BTA, ADN-ZB, Archiv; Zeichnung aus: „Prawda"; Vignette: D. Schüler.

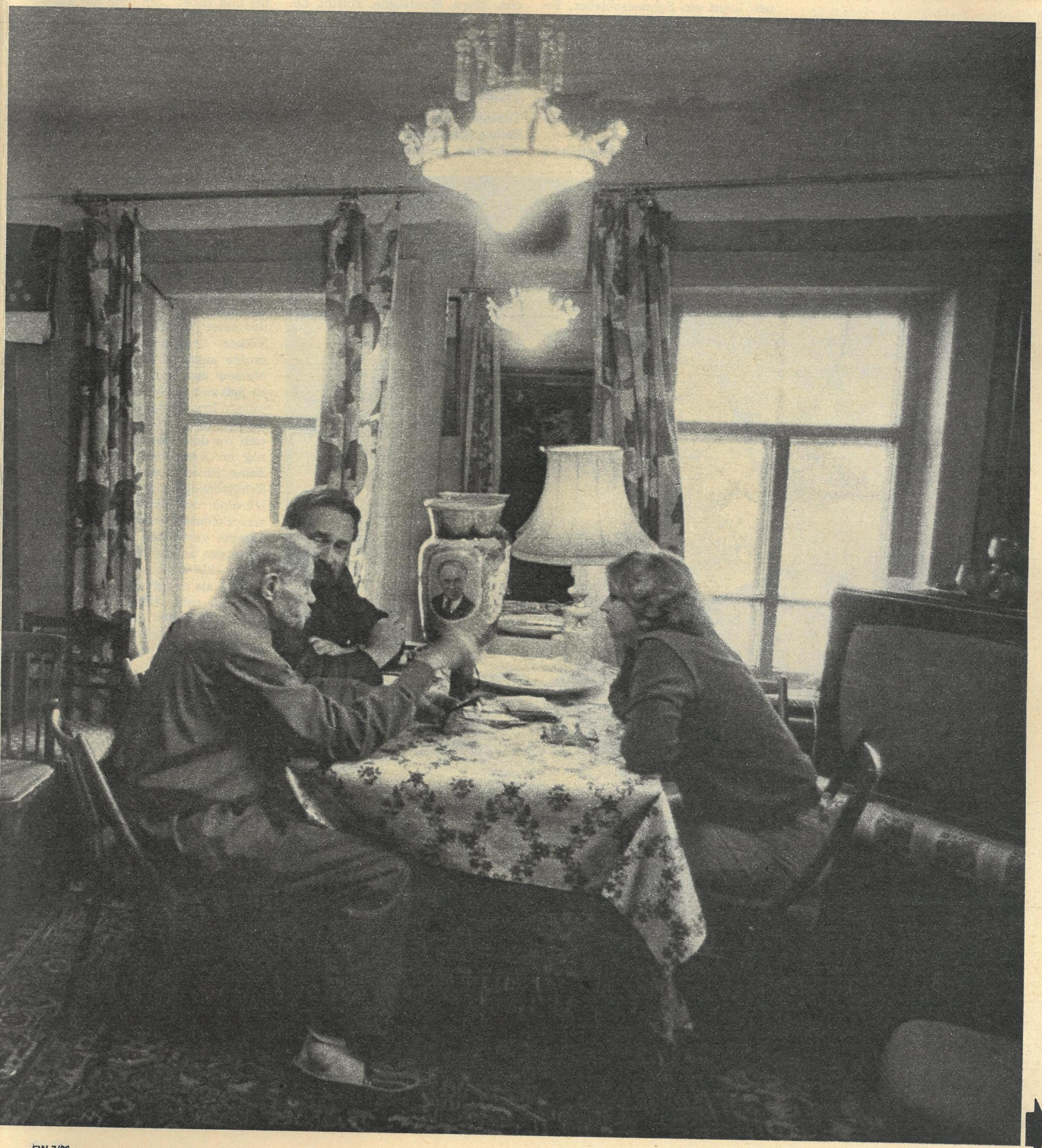
Und als ein and



Wer in Malzewo wohnt, hat Europa und den Ural im Rücken. Malzew heißt hier rund die Hälfte der 800 Einwohner. Einer von ihnen ist berühmt geworden: Terenti Semjonowitsch. Sechsmal erhielt der heute 90jährige den Leninorden, zweimal wurde er Held der sozialistischen Arbeit. Während des XXVII. Parteitages der KPdSU traf sich Erich Honecker mit ihm, und er wurde eingeladen, erneut die DDR zu besuchen. FREIE-WELT-Reporter Jürgen Geitner (Text) und Volkmar Billeb (Bild) waren jetzt in Malzewo zu Gast, saßen an Malzews Wohnzimmertisch.

erer kehrte ich zurück...

Warum für den Sibirier Terenti Malzew Quedlinburg mehr als ein Name ist



Und als ein anderer kehrte ich zurück...

Sein aus massiven Kiefernstämmen gefügtes, schönes sibirisches Bauernhaus im Dorf Malzewo ist reich mit Schnitzereien an Fensterrahmen und Dachtraufen geschmückt. Am Eingang ein rotes Schildchen: Hier wohnt T. S. Malzew, zweifacher Held der Sozialistischen Arbeit, Deputierter des Obersten Sowjets der RSFSR und Verdientes Mitglied des Kolchos „Lenins Vermächtnis". Das Schildchen und seine Porträtbüste vor dem Dorfsowjet hat er sich gefallen lassen müssen – wie jeder, dem der goldene Heldenstern zum wiederholten Male verliehen wird.

Hinter dem Haus ein Garten, noch im Winterschlaf, ein Ziehbrunnen, Ställe, Geräteschuppen. Am Schuppen lehnt ein Schneeschieber. Terenti Semjonowitsch ist stolz darauf, daß er den Schnee noch selbst von den Wegen ums Haus räumen kann. In den vergangenen Wochen hat er das fast täglich tun müssen. Und das mit Freude. Denn eine alte Bauernregel sagt: Viel Schnee bringt eine gute Ernte.

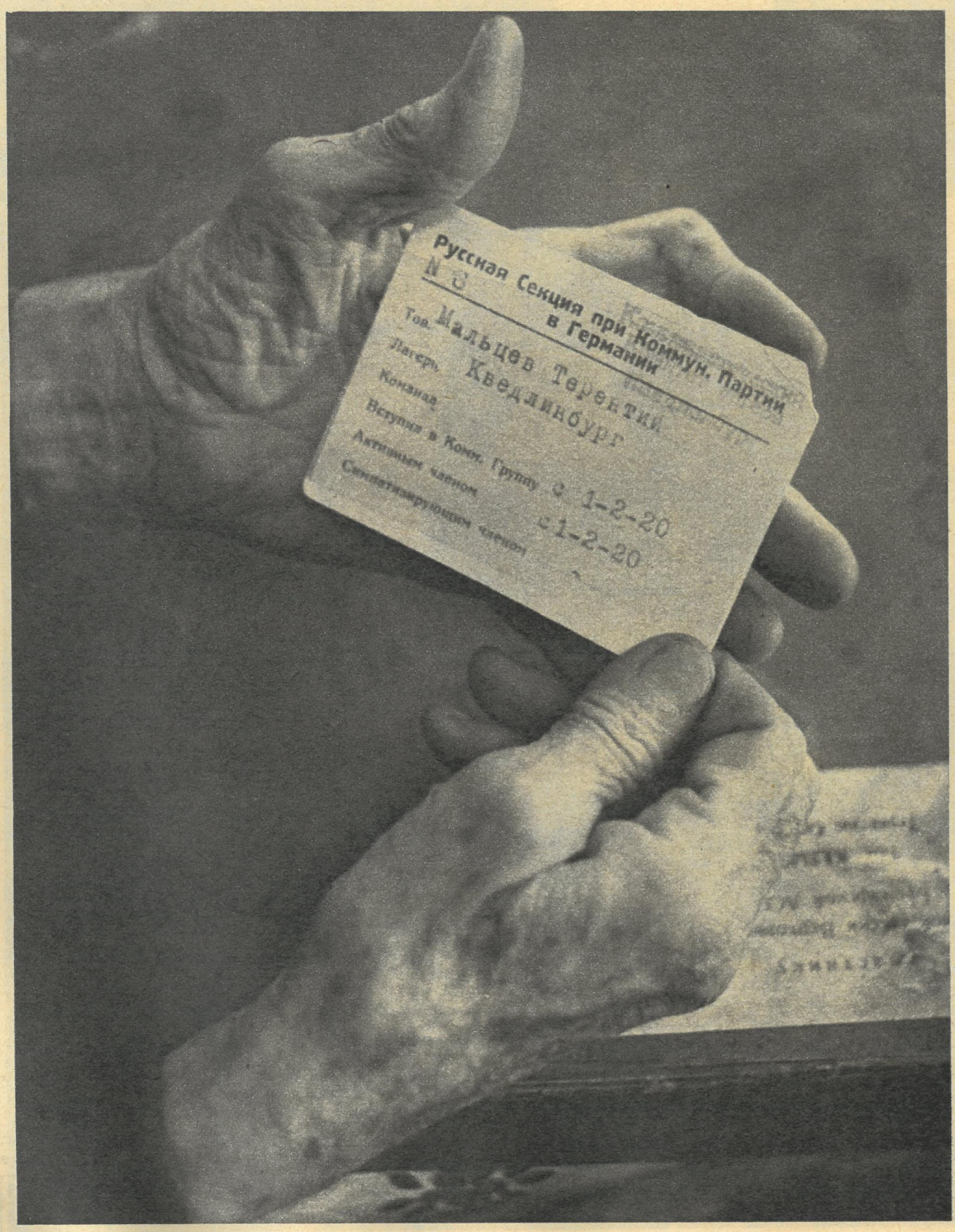
Im Haus eine strenge Zweiteilung in Arbeits- und Wohnbereich. Letzteren versieht Anna Terentjewna, seine Tochter, die bei ihm lebt, mit Umsicht und Milde. Annuschkas Reich besteht aus Küche und Wohnzimmer. Hier empfängt der Vater seine Gäste. Dahinter sein Arbeitszimmer. Wer hier Einlaß erhält, darf sich zugute halten, Vertrauter des Alten zu sein. Seine Bibliothek mit den 5000 Bänden: Bacon, Marx, Montaigne, Tolstoi, Lenin, Herzen, Engels. Gelesen. Verarbeitet. Weltliteratur, Fachliteratur, Türme von Zeitungen, Stöße von Manuskripten.

Fibel und Bibel

Terenti Malzew hat als Kind auf keiner Schulbank gesessen. „Wozu, Söhnchen, mußt du schreiben oder rechnen können? Für die Arbeit auf dem Acker ist das nicht nötig!" sprach um die Jahrhundertwende sein Vater. „Beten und arbeiten!" hieß die Standardlosung für alle Unterdrückten. Ein Charakterzug Malzews aber: Zielstrebigkeit, gepaart mit bäurischem Eigensinn, begann sich schon damals auszubilden. Heimlich schlich er ins Haus des Lehrers, entlieh sich bei ihm Fibel und Bibel. „Ich übte die Buchstaben, indem ich sie mit einem Stock in den Schnee schrieb. Papier gab's bei uns im Hause nicht." Allmählich kam der Bauernknabe hinter den Sinn der skurril-lockenden Zeichen. Er war noch keine zehn Jahre alt, als die Frauen des Dorfes zu ihm kamen, damit er ihnen die Briefe ihrer Männer vorlese, die als Soldaten des Zaren an der russisch-japanischen Front kämpften. Zumeist mußte er auch gleich die Antwort schreiben. Viele der Einberufenen kehrten nicht zurück aus dem Felde. Terenti indessen arbeitete auf dem Felde des Vaters, wuchs heran und begann sich Gedanken zu machen über den Unterschied von Feld und Feld. Als der erste Weltkrieg über Europas Völker hereingebrochen war, mußte auch der 20jährige Terenti Malzew den Waffenrock anziehen. Er ließ sich noch schnell mit seiner jungen Frau in der Kreisstadt Schadrinsk fotografieren, bekreuzigte sich vor dem väterlichen Haus und zog im April 1916 in den Krieg. Seine Einheit, das „51. sibirische Schützenregiment", lag in der Ukraine, des Zaren und des Kaisers Soldaten waren in Stellungskämpfe verwickelt. Malzews Erinnerungen an die Nacht zum 1. Februar 1917 sind noch lebendig; er schlief, als er plötzlich eine Pistole vor sich sah: „Hände hoch!" Das waren die ersten deutschen Laute, die er zu hören bekam. Kameraden, die fliehen konnten, schrieben nach Malzewo: „Terenti lebt, der Feind hat ihn gefangen."

Ab nach Quedlinburg

Die Gefangenen kamen zunächst nach Riga. Sie mußten Holz fällen und Straßen bauen – bei schlechter Ernährung: ein Stück Brot am Morgen und Wasser. Bei Arbeitsverweigerung drohte ihnen Tod durch Erschießen. Hier erreichte die Internierten die Meldung, daß der Zar, der sie in diesen Krieg geschickt hatte, gestürzt sei. Und in Riga hörte Malzew auch erstmals den Namen Lenin. Die Gefangenen rückten noch näher zusammen, als sich im Lager mit Windeseile die Nachricht vom Sieg der Arbeiter- und Soldatenräte in Petersburg verbreitete. Nun sollte kein Krieg mehr sein, Arbeiter und Bauern sollten nicht mehr gegeneinander



Mitgliedskarte der Russischen Sektion der Kommunistischen Partei Deutschlands, ausgestellt für Terenti Malzew in Quedlinburg.

Terenti Malzew (Mitte) als Kriegsgefangener mit den Genossen Stieglitz und Orlow. Die drei gehörten zur Leitung des Lagerkomitees.

Kriegsgefangene des Lagers Quedlinburg am 2. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Während des festlichen Meetings erklingt die „Internationale" (links).

kämpfen! Das Wort Frieden nährte die Hoffnung, bald nach Hause zu kommen. Malzew nahm diese Nachricht gierig auf, wünschte zur Frau, zum Vater, zum Acker zurückzukehren.

Nach der Unterzeichnung des Brester Friedensvertrages kamen die ersten, ältesten Gefangenen nach Hause. Doch nach dem Mord an dem deutschen Diplomaten Mirbach durch Sozialrevolutionäre wurde der Gefangenenaustausch gestoppt. Statt nach Osten, in die Heimat, kamen sie nach Westen. In den letzten Septembertagen 1918 erreichte der Transport eine kleine Stadt in Deutschland. Wie hieß sie? Quedlinburg? Nie zuvor hatte Malzew diesen Namen gehört. Am Stadtrand ein Barackenlager. Über dem Eingang zu Malzews neuer Bleibe: ein Porträt Wilhelms II., aus Blumen gefertigt. Malzew dachte: Müssen die ihren Kaiser lieben!

Um diese Zeit lebten in den etwa 30 Kriegsgefangenenlagern in Deutschland noch 650 000 russische Soldaten, die in Industriebetrieben und in der Landwirtschaft eingesetzt wurden. Quedlinburg zählte zweifellos zu den kleinsten Lagern: Rund 14 000 Gefangene waren zeitweilig hier interniert: Italiener, Belgier, Briten, Franzosen und natürlich Russen.

„Wir spürten immer deutlicher", erinnert sich Malzew, „wie sehr sich auch die deutschen Soldaten danach sehnten, endlich ihre Uniformen auszuziehen. Wir sahen in ihnen keine Feinde. Die Worte Frieden, Freiheit und Brot waren schließlich Losungen, die alle verstanden. Aus dem Großen am Tor wurde Max, Otto hieß der Koch, und Moritz, das war der kleine Schmächtige mit dem Schnurrbärtchen, der uns oft ein Stück Brot heimlich in die Tasche schob." Verbrüderungsszenen, wie sie an der Ostfront durch Bilder bekannt sind, gab es auch im Lager von Quedlinburg. Für die deutschen Wachen waren die russischen Brüder keine Nummern mehr, sondern hießen Wolodja, Sascha oder Wanja. Viele Deutsche fühlten sich solidarisch mit den russischen Kriegsgefangenen und sahen in ihnen Vertreter eines Volkes, das den Weg aus der Kriegskatastrophe wies. Nach drei Wochen Quarantäne wurden im Lager Quedlinburg am Ritteranger Arbeitskommandos zusammengestellt. Abkommandierung in die Salzschächte von Staßfurt, in den Kohlebergbau nach Unseburg, zum Landwirt Friedrich Teutloff.

Malzew kam 30 Kilometer weg nach Cochstedt in die Zuckerfabrik. Dort waren ihm endlich auch Zeitungen zugänglich, und irgendwie empfand auch er, daß die deutschen Arbeiter die Lasten des Krieges nicht länger tragen wollten:

„Es war in der Nacht zum 11. November – wir hatten Tagesschicht gehabt und schliefen schon – stürzten die deutschen Wachen plötzlich zu uns in den Raum, rüttelten uns wach, riefen immer wieder: ‚Russki, aufstehn! In Deutschland Revolution! Kaiser nach Holland geflohen!' Sie jubelten, weinten vor Freude. Die Wachsoldaten rissen ihre Kokarden und Schulterstücke von den Uniformen. Schlossen uns in die Arme und sagten: ‚Ihr seid unsere Brüder!'"

Mitte Januar 1919 hatte die Cochstedter Zuckerfabrik ihre Arbeitssaison beendet, alle Zuckerrüben waren verarbeitet. Malzew kam mit seinen Freunden ins Lager nach Quedlinburg zurück, in der Hoffnung, bald in die Heimat zu fahren. Doch die Stacheldrahtzäune wurden wieder dichter ums Lager gezogen, die Wachmannschaften setzten die Mützen und Uniformen wieder in ordentlichen Zustand –, Kokarden und Schulterklappen wurden wieder angelegt. Die Feinde der Revolution hatten die bürgerliche Ordnung wiederhergestellt. Und doch, es war nicht mehr so wie früher im Lager, nicht unter den Wachmannschaften und nicht unter den Gefangenen. Das spürte auch Malzew. Denn nach der Gründung der Kommunistischen Partei in Deutschland und der Bildung der Stadtgruppe Quedlinburg im Juli 1919 wurden die Kontakte zu den russischen Brüdern noch enger. Flugblätter kamen ins Lager, ab und zu auch mal eine russische Zeitung. Mit Argwohn beobachtete dies das Reichskommissariat für öffentliche Ordnung. In einer Anleitung für Spitzel wurde z. B. gefragt: „Welches sind Hetzer unter den Gefangenen? Wie erfolgt die Flugblattverteilung? Von Interesse sind weiter die Beziehungen der Internierten zur KPD."

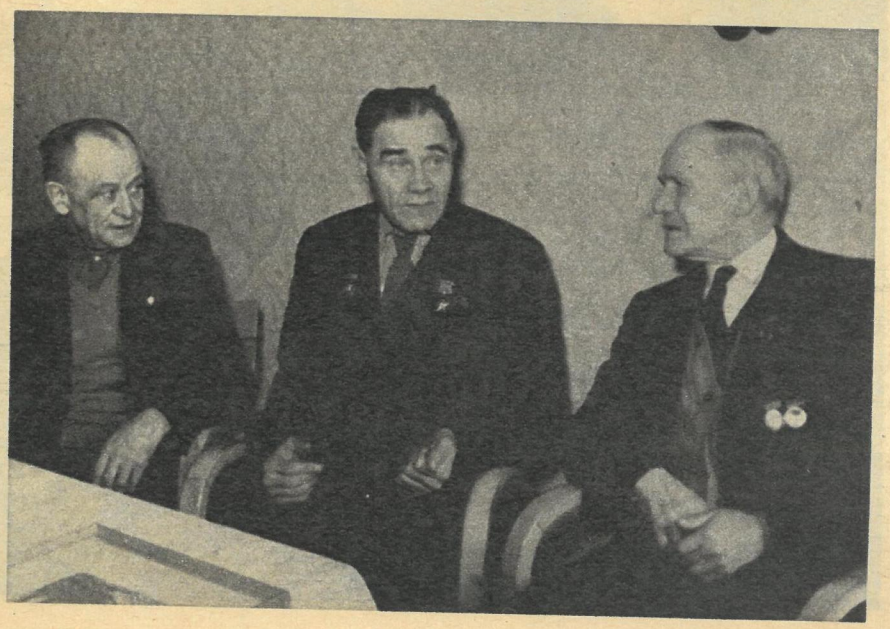
Wiedersehen mit Quedlinburg 1964. Terenti Malzew (Mitte) und die Mitbegründer der KPD-Ortsgruppe Karl Schumann (l.), Heinrich Neuhaus.

Mitgliedskarte Nr. 8

Im August 1919 wurde von drei Kriegsgefangenen in Berlin die Russische Sektion der Kommunistischen Partei Deutschlands gegründet. Überall in den Lagern bildeten sich Komitees, in Quedlinburg gehörte Malzew zu den ersten Mitgliedern. Seine Mitgliedskarte trägt die Nummer acht. Eine Kopie hat Genosse Malzew stets bei sich, das Original liegt verwahrt im Gebietskomitee Kurgan der KPdSU.

Die Quedlinburger Kommunisten Karl Schumann und Stanislaus Müller hielten feste Verbindung zu den Genossen des Lagerkomitees. Diese und andere versorgten die Mitglieder der Russischen Sektion der KPD – am Anfang waren das

Fortsetzung Seite 20



Und als ein anderer kehrte ich zurück ...

einige Dutzend, später ein großer Teil der russischen Gefangenen – mit revolutionärer Literatur. Sie informierten ihre Klassenbrüder über die politischen Ereignisse in Deutschland aber auch über den Kampf der jungen Sowjetmacht gegen Interventen und Konterrevolutionäre. Diese Meldungen erwiesen sich als besonders wichtig.

Eines Tages erschien eine Delegation des Amerikanischen Roten Kreuzes, der auch zwei weißgardistische Offiziere angehörten. Terenti Malzew: „Eine Menge Kleidungsstücke und Lebensmittel hatten sie mitgebracht, sogar Seife. Und diese Sachen wollten sie nun selbst unter den Gefangenen verteilen. Wir wurden mißtrauisch und bestanden energisch darauf, daß das Lagerkomitee die Verteilung organisiert. Der amerikanische Major wurde ganz blaß. Solches Auftreten einfacher Soldaten war ihm ungewohnt. Merklich betreten begann er mit der Sprache herauszurücken: Die russischen Gefangenen sollten, in Nationalitäten aufgeteilt, über Frankreich entlassen werden. „Wir wußten, worauf das hinauslief", sagt Terenti Malzew. „In Transkaukasien, Aserbaidshan, Grusinien, Armenien standen die Weißen. Wir sollten gegen die junge Sowjetmacht mobilisiert werden. Aber wir verlangten: Nur über Moskau fahren wir nach Hause!"

Die „Quedlinburger Russen" verhielten sich genau so, wie es in einem Flugblatt der Russischen Sektion der KPD gefordert wurde: „Erwartet die Ankunft einer sowjetischen Regierungskommission zur Rückführung der Kriegsgefangenen, die euch wirklich in die Heimat bringt. Nur die Sowjetunion kann euch aus der Sklaverei befreien, nur sie bringt euch in die Heimat. Es lebe der Sieg der Sowjetregierung und mit ihr unsere Befreiung!"

Propusk-Bevollmächtigter

Malzew hatte inzwischen die deutsche Sprache gelernt und konnte auch schreiben. Als sich das herumsprach, wurde er in der Lagerkommandantur als Schreiber eingesetzt. Als Kommunist wußte er diese Vertrauensfunktion wohl zu nutzen. Mit seinen Ausgangsscheinen sicherte er die Verbindung nach „draußen".

Wenn etwa in Cottbus, anläßlich der Einweihung eines Kriegerdenkmals, plötzlich mit roter Fahne marschiert wurde und beim Singen der „Internationale" sich kräftige russische Bässe dreinmischten, waren Delegierte der Russischen KPD-Sektion Quedlinburg dabei. Forderte ein Gendarm, die Papiere zu sehen – Malzews Propusk war zur Hand, auch dann, wenn sich russische Kameraden im Lokal „Goldener Anker", Augustinern 14, zu einer Versammlung der Quedlinburger Ortsgruppe der Partei einfanden. Malzews Ausgangskarte war stets erschöpfende Legitimation. Denn wer in Deutschland mochte schon Revolution ohne gültigen Ausweis machen.

Malzew erwies sich überhaupt als besonders verwendungsfähig für den deutschen Lagerkommandanten. Aus Alexisbad kam eines Tages die Anforderung nach einem Hausmeister. Malzew verweist uns auf die Visitenkarte des Hauses: „Stahlbad Alexisbad im Harz. Hotel Försterling, Besitzer H. Frommann, elektr. Licht, sämtliche Bäder im Hause, Autogarage, Fernsprecher Amt Harzgerode Nr. 21." Der russische Kriegsgefangene wurde in eine schicke Hoteluniform gesteckt. Aus dem „Stahlbad" des Krieges ins Stahlbad Alexisbad. Daß Terenti Malzew die Mansarde unterm Dach auch zu Treffen mit den gleichgesinnten Deutschen nutzte, versteht sich bei der Pfiffigkeit des Mannes.

„Zum 1. Mai und zum 7. November", erinnert er sich, „wurden im Lager festliche Meetings organisiert. Über der dekorierten Bühne die Losung auf russisch: ‚Proletarier aller Länder vereinigt Euch!'" Malzew hatte die Buchstaben aus weißem Karton ausgeschnitten. Er muß lachen: „Die Revolution hatte die Härtezeichen der russischen Schrift abgeschafft. Ich in meiner Unwissenheit hab' auch gleich noch die Weichheitszeichen weggelassen." Zu den Kulturveranstaltungen hatten auch Quedlinburger Bürger Zugang. Die Einnahmen dabei wurden gesammelt. Für dieses Geld wurde eine komplette Einrichtung einer Zahnarztpraxis nach Moskau geschickt. („Gruß aus dem Kriegsgefangenenlager Quedlinburg. Wir sind an Eurer Seite, Genossen!")

1921 kam der nun fünfundzwanzigjährige Terenti Malzew nach Hause, nachdem verschiedene Abkommen über die Rückführung der Kriegsgefangenen zwischen der deutschen Regierung und Vertretern der Sowjetmacht unterzeichnet waren. Als er Malzewo verließ, hatte er sich bekreuzigt, jetzt kam er mit dem Mitgliedsbuch der Kommunisten in der Tasche zurück.

Mit der Erde verbunden

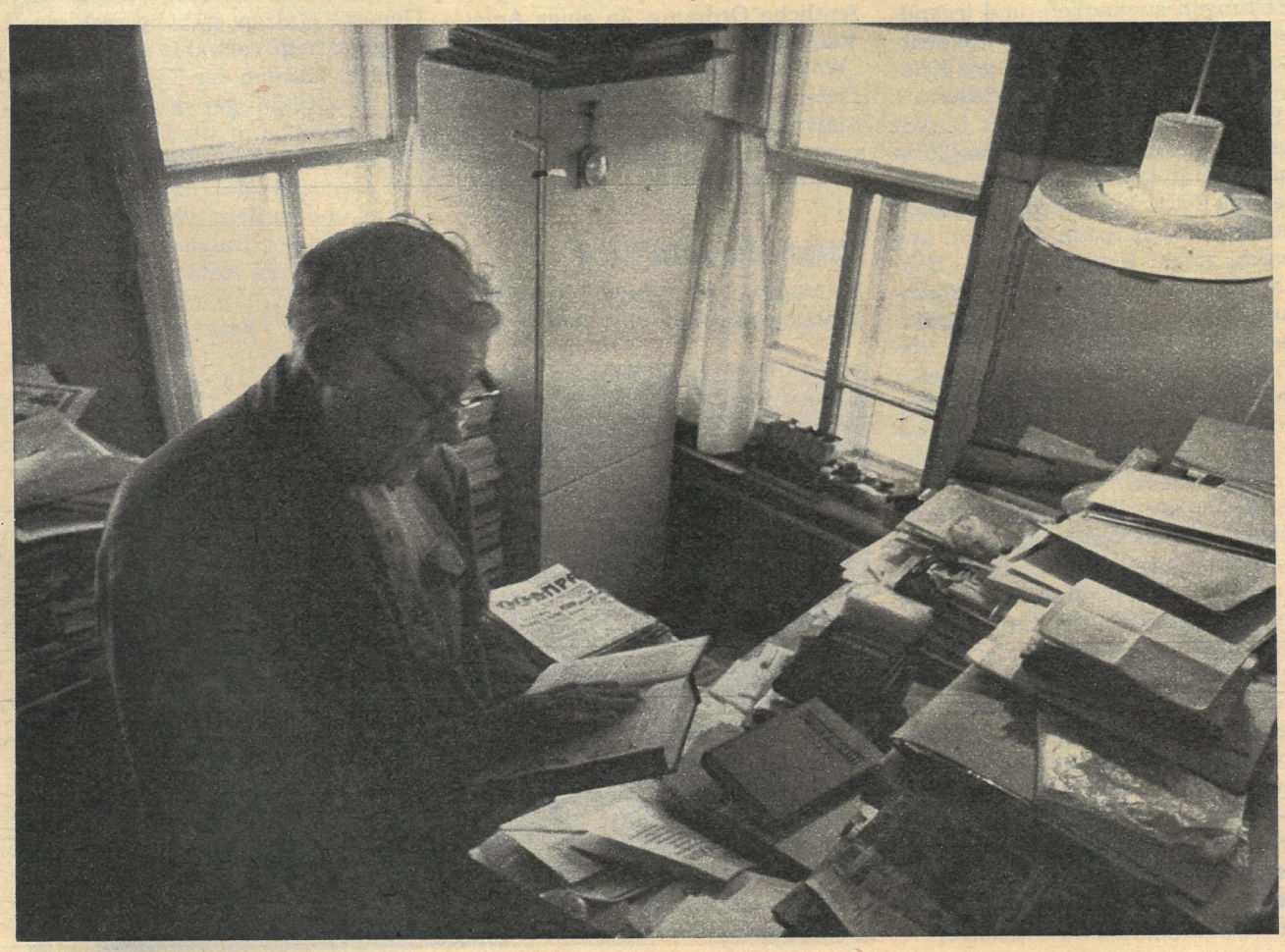
Und wieder ging Terenti Malzew aufs Feld – als ein anderer. Die Sowjetmacht hatte dem ehemaligen Hütejungen 10 Hektar Land gegeben. Man brauchte ihm nicht zu sagen, wie wichtig gute Erträge für den endgültigen Sieg der Revolution waren. Mit und auf diesen 10 Hektar begannen Studien und Experimente, die ihn sein ganzes Leben nicht mehr losließen. Bereits 1925 gründete er einen agronomischen Zirkel, in dem sich die Bauern Kenntnisse über die Naturgesetze aneigneten, sich Wissen über Bodenfruchtbarkeit erarbeiteten, „da ja Mutter Erde bleiben und auch kommende Generationen ernähren soll". 1930 begann die Gründung des Kolchos in Schadrinsk, Malzew war einer der kämpferischsten Befürworter, wurde Vorsitzender – und ging dann doch wieder aufs Feld: als Agronom. Nicht schlecht ist der Boden hier im Sibirischen, doch nur ganz kurz die Vegetationsperiode. Fröste bringen zwischen 40 und 50 Grad minus, Sommertemperaturen von 35 Grad sind normal.

Bleibend sind die Verdienste, die sich Terenti Malzew als Züchter spezieller Weizensorten erworben hat. „Schadrinskaja", „Wera", „Kurgan" heißen einige und versprechen auch unter den extremen klimatischen Bedingungen gute Erträge. Zu seinen Erfindungen gehört der scherblattlose Pflug, der die Erde lockert und die so dringend notwendige Feuchtigkeit im Boden hält. Verdient gemacht hat sich der Bauer aus dem Kurgan, der Ehrenmitglied der sowjetischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften ist, auch um die Ausarbeitung standortgerechter Fruchtfolgen und Aussaattermine.

Und bis heute leitet er die Versuchsstation für Bodenbearbeitung seines Kolchos „Lenins Vermächtnis".

Noch immer kommen Agronomen und Schulklassen, Parteifunktionäre und Wissenschaftler nach Malzewo, wollen sich beraten mit einem Mann, der Bauer ist, Wissenschaftler und Revolutionär, der die Weisheit des Alters und das Herz eines Kämpfers in sich vereint.

Viele Stunden des Tages verbringt Terenti Malzew in seinem Arbeitszimmer. Zutritt haben nur wenige.

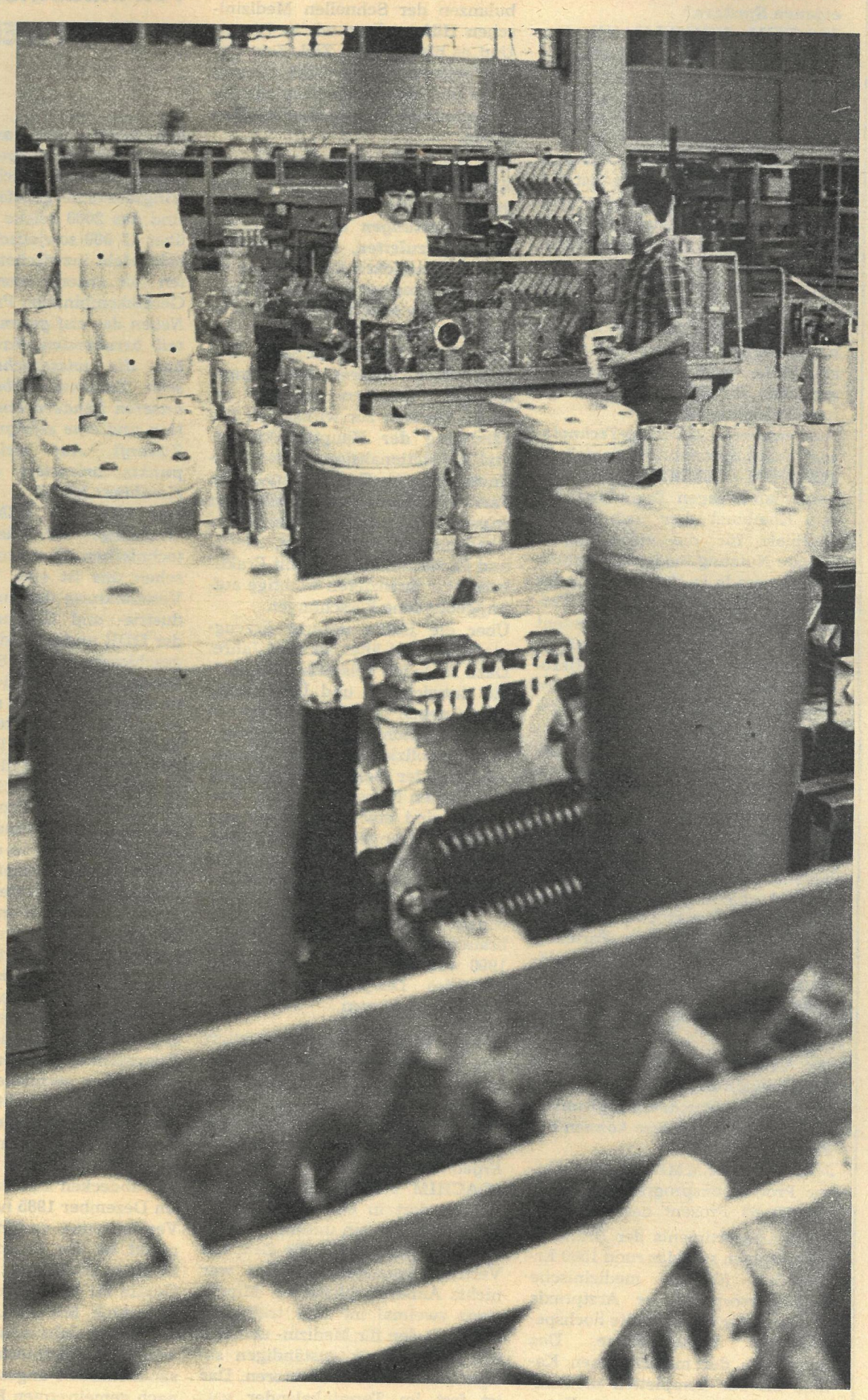


Absender Dobrudscha

Fragt man in Tolbuchin, der „Hauptstadt“ der Dobrudscha im Nordosten Bulgariens, nach dem Kombinat für Hochspannungsapparaturen, erhält man eine eher weitläufige Adresse, etwa solcherart, daß wir das Kombinat ohne weiteres im städtischen Industriegebiet finden. Also fahren wir hinaus aus der Stadt, Richtung Norden. Die Straße fällt leicht zur Ebene hin ab. Rechterhand Werkhallen-Komplexe wie aus dem Baukasten. Meterhohe Lettern über den Büro-Häusern geben die Werknamen kund, und zuletzt, ehe die schnurgerade angelegten Felder beginnen, unser Ziel: das Stammwerk des Kombinats.

Die Dobrudscha, seit jeher Kornkammer Bulgariens, gibt dem Land jede fünfte Tonne Getreide, jede zehnte Tonne Fleisch. Und aus der Dobrudscha kommen ebenfalls Schuhe und Strickwaren, Feldbearbeitungs- und Erntemaschinen, Bohrtechnik für Geologen und Pumpen für die Landwirtschaft und – all das, was das Kombinat für Hochspannungsapparaturen erzeugt. Beispielsweise Transformatoren, Ölschalter, Verteileranlagen. Michail Stantschew, Vizedirektor und Parteisekretär: „Wir sind ein Kind der Partnerschaft sozialistischer Länder im RGW, vor 20 Jahren und in erster Linie in Zusammenarbeit mit der Sowjetunion errichtet. Sechzig Prozent seiner Produktion liefert unser Kombinat – zu dem mittlerweile vier Werke mit mehr als 2000 Beschäftigten gehören – in die UdSSR. Bei einigen Erzeugnissen sind wir aufgrund der Spezialisierung Alleinhersteller im RGW. Vor allem das Bauwesen, die Wasserwirtschaft und Energetik der UdSSR nutzen bereits mehrere tausend unserer Trafostationen – und das reicht hin bis ins Erdöl-Erdgas-Revier von Tjumen/Urengoi und sogar bis zur Insel Sachalin.“ Ein weiteres Zehntel der Produktion geht gleichfalls in den Export, nach Ägypten, Libyen, Kuba, Bangladesh, Griechenland, Afghanistan. In den Werkhallen geben Firmenschilder an den Maschinen Auskunft über deren Herkunft – vorzugsweise stammen sie aus heimischen Werken, aber auch aus Tárnow (VR Polen), Erfurt, Karl-Marx-Stadt oder Berlin. Auch die ersten bulgarischen „Beroe“-Roboter sind darunter.

„Vor einiger Zeit“, so erzählt Michail Stantschew beim Werkrundgang, „haben wir über 150 Briefe an unsere traditionellen Kunden in der UdSSR geschrieben, das heißt, wir haben sie einfach mit den Erzeugnissen auf den Weg gegeben, und inzwischen liegen schon einige Dutzend Antworten vor. Insgesamt – viel Lob, aber auch Hinweise, Empfehlungen. Für uns sind diese Kundenmeinungen von unschätzbarem Wert…“



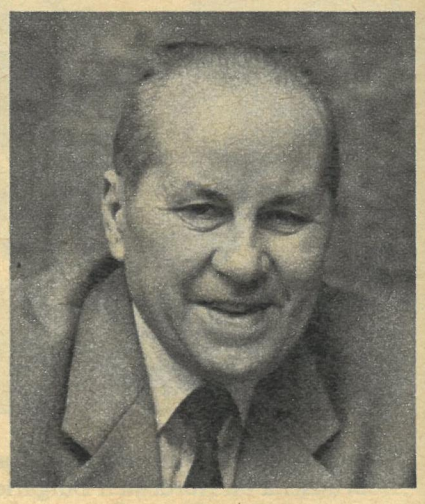
Reporter auf Reisen und die Fabrik-Stippvisite: ein Streiflicht im Vorübergehen. Wo Energie einst gleich rar war wie das Wasser in der ewig durstenden Dobrudscha – ein Kombinat für Apparaturen der Energetik! Wasser erweckte die fruchtbare Erde dieses Landstrichs, und Werke erweckten hier industrielles Leben.

Helmuth Pelzer (Text)
Volker Hohlfeld (Foto)

Energieanlagen vom Fließband. Das Kombinat für Hochspannungsapparaturen in Tolbuchin liefert seine Produkte bis nach Sachalin (Foto oben Ölschalter für die UdSSR).

Diana Dobrewa – ein Mädchen vom Lande, Praktikantin heute, Hochschulabsolventin von morgen (oben links).

Ansichten und Aussichten — Generaldirektoren von Industriekombinaten der DDR im FREIE WELT-Gespräch



Oberingenieur Joachim Semmelmann, Generaldirektor des VEB Kombinat Medizin- und Labortechnik Leipzig

12 000 Werktätige im Dienst der Gesundheit, Qualitätserzeugnisse in über 50 Ländern anerkannt, künstliche Niere aus einheimischen Materialien, 2000 Labors für die Sowjetunion, Spritzen mit neuen Spitzen, Heißwasserspeicher mit Keramikkesseln

Genosse Semmelmann, bei jedem Arztbesuch kommen wir und auch Sie mit den Erzeugnissen Ihres Kombinats in Berührung. Hatten Sie schon einmal Angst vor Ihren eigenen Spritzen?

JOACHIM SEMMELMANN: Vor den Spritzen absolut nicht, aber die Kanülen piken hin und wieder. Wir wissen das und bemühen uns deshalb seit längerem um „schmerzärmere" Kanülen.

In unserem Werk Injecta Klingenthal verwirklichen wir derzeit ein Rationalisierungsvorhaben, einen bedienarmen Fertigungsabschnitt zum Schleifen von Kanülenspitzen. Sie zeichnen sich durch eine neue Spitzengeometrie aus. Neben der daraus resultierenden besseren Qualität, die künftig jeder, der damit in Berührung kommt, im wahrsten Sinne des Wortes spüren kann, erreichen wir gleichzeitig eine höhere Produktivität.

Also eine neue „Spritzen-Technologie" durch Spitzentechnologie?

JOACHIM SEMMELMANN: So kann man es sagen. Es gibt in unserem Kombinat aber noch weitere Beispiele für die erfolgversprechende Nutzung moderner Technologien, gerade in Vorbereitung des XI. Parteitages der SED. Im Vorjahr war in immerhin 80 Prozent unseres Gerätesortiments auf irgendeine Art und Weise die Mikroelektronik integriert. Um unsere Geräte verstärkt mit mikroelektronischen Bauteilen ausrüsten zu können, entwickeln wir im Prüfgerätewerk Medingen die zentrale Fertigung der mikroelektronischen Bauelemente für unsere geräteherstellenden Betriebe, also ein mikroelektronisches Zentrum unseres Kombinats. Von da erwarten wir die auf unsere Bedürfnisse zugeschnittenen mikroelektronischen Zulieferungen. Bis zum Parteitag schaffen wir dort auch Musterlösungen für die durchgängige Rationalisierung der Konstruktion und Technologie durch CAD/CAM-Arbeitsplätze.

Ihr Kombinat leistet ohnehin einen direkten Beitrag zur Erfüllung des sozialpolitischen Programms. Auf welche Ergebnisse können Sie dabei verweisen?

JOACHIM SEMMELMANN: Unser Produktionsprogramm umfaßt nahezu 65 Prozent des gesamten Weltmarktsortiments der Branche. Im einzelnen sind das rund 1500 Erzeugnisse für die medizinische Grundversorgung der Arztpraxis und auch für ausgewählte hochspezialisierte Einsatzgebiete. Das reicht von der medizinischen Kanüle bis zur kompletten medizintechnischen Ausstattung von Krankenhäusern.

Im vergangenen Fünfjahrplan stellten wir beispielsweise medizintechnische Ausrüstungen für das chirurgisch orientierte Zentrum und für weitere Teilvorhaben der Charité bereit. Die Bezirkskrankenhäuser in Brandenburg, Schwerin, Cottbus, Neubrandenburg, Gera, Suhl, Nordhausen und Potsdam statteten wir mit medizin- und labortechnischen Anlagen und Erzeugnissen aus. Dazu kommen 25 Polikliniken. 445 fahrbare Ambulanzen der Schnellen Medizinischen Hilfe stellten wir in Dienst. Und es bleibt unser Ziel, dem Gesundheitswesen der DDR ständig mehr und bessere medizin- und labortechnische Erzeugnisse zu übergeben.

Wie neu sind diese Erzeugnisse? Auch vom Kombinat MLW wird ja gefordert, jährlich Neu- und Weiterentwicklungen in die Produktion überzuleiten, den zeitlichen Abstand zwischen Entwicklung eines Erzeugnisses und der Anwendung in der medizinischen Praxis zu verkürzen.

JOACHIM SEMMELMANN: Die Mitarbeiter unseres Forschungszentrums arbeiten intensiv an neuen Geräten zur wirksamen Bekämpfung der Hauptkrankheiten und zur Rationalisierung von Routinearbeiten im Gesundheitswesen. Fast alle Neuheiten entstehen in enger Partnerschaft mit namhaften Akademien, Universitäten, Hoch- und Fachschulen – und mit Praktikern. Wir finanzieren wichtige auftraggebundene Forschungen.

Über die Hälfte unserer Erzeugnisse ist nicht älter als fünf Jahre. Dazu zähle ich beispielsweise auch die Entwicklung und Überleitung eines neuen Hohlfaserdialysators mit 100prozentiger Ultrafiltration. In ihm vollzieht sich die Blutwäsche bei der Behandlung mit der künstlichen Niere. In so einen Dialysator sind etwa 12 000 dünnste Hohlfasern eingebettet. Mit dieser Produktion auf der Basis einheimischer Materialien lösten wir bisher benötigte Importe ab, erreichten zudem wesentlich höhere Gebrauchswerteigenschaften. Bis 1990 wollen wir die Serienproduktion des Dialysators um rund 70 Prozent steigern.

In über fünfzig Länder exportiert das Kombinat Medizin- und Labortechnik. Da gehören auch für den Generaldirektor Reisen zu seinen Pflichten. Gerade kamen Sie aus Moskau zurück, mit welchen Ergebnissen im Gepäck?

JOACHIM SEMMELMANN: Wir stellten dort in einer Ausstellung Neuentwicklungen unseres Kombinats vor und nutzten die Zeit, um Verträge vorzubereiten. Das war nichts Außergewöhnliches. Mindestens zweimal im Jahr treffe ich mich mit den für Medizin- und den für Labortechnik zuständigen sowjetischen Generaldirektoren. Das ist fest im Terminkalender vermerkt. Seit 25 Jahren unterhalten wir enge Geschäftsverbindungen.

Die UdSSR ist der größte und bedeutendste Außenhandelspartner unseres Kombinats. Der Anteil des SU-Exports medizin- und labortechnischer Erzeugnisse soll für die Jahre 1986 bis 1990 rund 55 Prozent des Gesamtexports betragen. Jährlich werden unter anderem etwa 100 komplette Typenlaboratorien für die unterschiedlichsten Anwendungsbereiche geliefert – bis jetzt sind das 2000 solche Labors. Weit über 15 000 sowjetische Zahnärzte behandeln inzwischen ihre Patienten mit unserer stomatologischen Gerätekombination Probaset.

Neben der auf gegenseitigem Vorteil beruhenden Handelstätigkeit hat die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit zwischen unseren Ländern eine gute Tradition und eine erfolgversprechende Zukunft. Auf welche Schwerpunkte orientiert sie sich im Kombinat MLW?

JOACHIM SEMMELMANN: Grundlage der wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit zwischen uns ist eine Vier-Minister-Vereinbarung der zuständigen Industrie- und Gesundheitsminister der DDR und der UdSSR, die 1972 geschlossen wurde. Sie regelt Entwicklung, Konstruktion, Erprobung und Herstellung von neuen Erzeugnissen der Medizintechnik. Damit wurde erstmals im Industriezweig eine Vereinbarung für den Gesamtprozeß von der Forschung und Entwicklung bis zur Produktion in internationalem Rahmen abgeschlossen. Sie hat sich in der Praxis bewährt, so zum Beispiel bei den endoskopischen Geräten. Beide Länder haben sich auf unterschiedliche Schwerpunkte konzentriert, wir unter anderem auf Endoskope für die Untersuchung der Lunge und der Atmungsorgane, die UdSSR auf solche für Magen und Darm. Durch die Spezialisierung werden Doppelentwicklungen und Doppelproduktion vermieden, wurde ein international beachteter Spitzenstand erreicht. Beide Länder werden den Bedarf sämtlicher RGW-Länder an diesen Instrumenten voll abdecken können.

Im Dezember 1985 haben wir diese Vereinbarung verlängert. Schwerpunkt ist die Entwicklung neuer flexibler Endoskope und spezieller Geräte für die Labor- und Mikrolitertechnik. Mit der UdSSR werden ab diesem Jahr neue Formen der wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit angestrebt. Es wird nach gemeinsamen Pflichtenheften gearbeitet, somit Konkretheit und Verbindlichkeit der Forschungen weiter erhöht.

Schon in der Vergangenheit bewährte sich die direkte Zusammenarbeit von Partnerbetrieben beider Länder. Was kann sie unter den Bedingungen der umfassenden Intensivierung bewirken?

JOACHIM SEMMELMANN: Allgemein gesagt, beschleunigt sie den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und erhöht seine ökonomische Wirksamkeit. Die Direktbeziehungen zwischen unseren Betrieben sollen künftig organisatorische und technische Fragen schneller und unkomplizierter lösen helfen. Wir haben bereits gute Erfahrungen. So bei der Entwicklung von Baugruppen für Narkose- und Beatmungsgeräte, die unser Leipziger Stammbetrieb mit Moskauer und Leningrader Instituten und Betrieben in Angriff nahm. Das Keradenta-Werk in Radeberg arbeitet seit langem mit dem Charkower Werk für medizinische Plaste und stomatologische Materialien sowie mit dem Leningrader Werk für medizinische Polymere zusammen.

Spitzen-Spritzen

Sie haben gemeinsam neue Technologien zur Produktion von Plast- und Mineralzähnen entwickelt und in die Produktion eingeführt. Oder, um noch ein drittes Beispiel zu nennen, das Technologische Zentrum des Kombinats, unsere Betriebe in Suhl und Klingenthal, erprobten gemeinsam mit ihren Kasaner Kollegen neue Technologien und Spezialausrüstungen zur Produktion von medizinischen Instrumenten.

Das RGW-Programm des wissenschaftlich-technischen Fortschritts orientiert auf Spitzenpositionen. Inwieweit berührt diese Aufgabenstellung ihr Kombinat?

JOACHIM SEMMELMANN: Es berührt unsere Arbeit unmittelbar, zumindest in drei der im Programm aufgeführten Hauptrichtungen. Sowohl bei der Elektronisierung als auch bei der Schaffung neuer Werkstoffe und Technologien leisten wir unseren speziellen Anteil. Mit der Produktion von Laborgeräten und Ausrüstungen unterstützen wir die beschleunigte Entwicklung der Biotechnologie. Schon seit langem ist die Landwirtschaft ein Nutzer unserer Technik. Das Zentrallabor für Agrochemie und Düngemittel in Moskau, das Leitlaboratorium für die gesamte sowjetische Landwirtschaft, rüsteten wir aus. Jährlich liefern wir zwanzig mobile Wasser- und ebenso viele mobile Agrarlabors in die Sowjetunion.

Genosse Generaldirektor, die Vorbereitung des XI. Parteitages der SED mobilisiert auch die 12 000 Werktätigen des Kombinats MLW zu neuen Wettbewerbsleistungen. Welche Schwerpunkte werden dabei verfolgt?

JOACHIM SEMMELMANN: Die haben wir in einem Brief an das ZK der SED dargelegt. Vorrangig konzentrieren wir uns auf drei Objekte. Den bedienarmen Fertigungsabschnitt zum Schleifen von Kanülenspitzen habe ich bereits erwähnt. Dazu kommen eine vereinheitlichte Baureihe von Brut- und Wärmeschränken und eine Montagelinie zur Produktion eines Konsumgutes, eines 10-Liter-Heißwasserspeichers. In dieser Linie setzen wir einen Roboter ein und erreichen dadurch einen hohen Effekt. Zum anderen besteht der Wasserbehälter im Gegensatz zu anderen in der DDR hergestellten Heißwasserspeichern aus Keramik. Das führt zu einer enormen Kupfereinsparung. 90 000 bis 100 000 Stück sollen jährlich produziert werden. Hinzu kommt noch eine Reihe wichtiger Wettbewerbsvorhaben in den Kombinatsbetrieben, die allesamt darauf zielen, die Effektivität unserer Produktion zu erhöhen, und die dazu beitragen, daß unser Kombinat Medizin- und Labortechnik ein zuverlässiger Partner unserer Volkswirtschaft bleibt.

Das Gespräch führte Wolfgang Tautenhahn

Fotos: Detlef Christel

Es geschah in Berlin

Schlangen vor dem Apollo-Theater

Noch ist „Prometheus“ nahezu unbekannt in Berlin, noch sind Richard Pfeiffer und die beiden anderen von der KPD mit der Geschäftsführung beauftragten Genossen dabei, sich in ihren Aufgaben zurechtzufinden. Es ist der 21. Januar 1926. Um die Mittagszeit klingelt das Telefon. Ein Anruf aus der Handelsvertretung der UdSSR: „Wenn Sie einen neuen russischen Film sehen wollen, kommen Sie gleich ins Große Schauspielhaus ...“

Natürlich wollen sie. Um sowjetische Filme in Deutschland zu verleihen, dazu ist die Prometheus-Film-Verleih- und Vertriebs-GmbH gegründet worden. Richard Pfeiffer und seine Mitarbeiter fahren los. Doch als sie ankommen im Großen Schauspielhaus – dem späteren Friedrichstadtpalast – sind die Saaltüren bereits geschlossen. Leise treten sie ein. Obwohl ihnen der Filmanfang entgangen ist, können sie von Details bald auf das historische Ereignis schließen, welches dem Filmgeschehen zugrunde liegt: die Revolution von 1905. Am Bug des Schiffes der Zarenadler. Am Mützenband der Matrosen die Aufschrift „Potemkin“.

Der Film wurde zwanzig Jahre nach der ersten russischen Revolution gedreht – ehrendes Gedenken zu deren Jubiläum. Die Festveranstaltung fand am 21. Dezember 1925 im Moskauer Bolschoi-Theater statt, erstmalig kam das älteste russische Musiktheater mit einem Werk der modernsten, der Filmkunst in Berührung. Und nun, bereits vier Wochen nach seiner Uraufführung wird der Film über den Aufstand auf dem Panzerkreuzer Potemkin in Deutschlands Hauptstadt vorgeführt – in einer Feier der sowjetischen Handelsvertretung zu Ehren Lenins, dessen Leben zwei Jahre zuvor zu Ende gegangen ist. Der sowjetische Botschafter Krestinski und Wilhelm Pieck halten die Festansprachen. Der Film schließt sich an, und die Direktoren der „Prometheus“ erkundigen sich sofort nach den Verleihrechten. Sie zu erwerben ist einfach – kompliziert alles Kommende. Während in Berlin der „Panzerkreuzer Potemkin“ bei der Filmprüfstelle zur Zulassung eingereicht wird, sind in Moskau dessen Schöpfer, der Regisseur Sergej Eisenstein und sein Kameramann Eduard Tissé, dabei, sich auf ihre Reise nach Deutschland vorzubereiten. Die Uraufführung im Bolschoi, die Kinoppremiere am Arbat haben Wellen geschlagen. Wer nicht schon Eisensteins vorangegangenen Film „Streik“ gesehen, wer nicht Anfang der 20er Jahre sein Talent im Theater bemerkt hat – nunmehr muß er diesen von der Revolutionsbegeisterung zur Kunst getriebenen jungen Krauskopf zur Kenntnis nehmen. Er und Tissé werden in die Filmhochburg Berlin delegiert, um sich hier mit Technik und Organisation deutscher Kinematographie vertraut zu machen.

Am 18. März treffen sie ein. Daß die Widersacher ihres Films bereits am Zuge sind, bleibt zunächst unbekannt. Der wohl einflußreichste unter den Gegnern, Generaloberst von Seeckt, hatte sich den von seinen Abwehrleuten als „aufwieglerisch“ charakterisierten Film bereits am 17. März vorführen lassen, hinter verschlossenen Türen im Reichswehrministerium. Ob der Oberkommandierende der Reichswehr dabei an den Aufstand der Kieler Matrosen gedacht hat? Oder daran, wie er damals in der für die Weimarer Republik bedrohlichen Kapp-Putsch-Situation den Gedanken an ein Eingreifen der Reichswehr brüsk zurückgewiesen hatte? Nun muß er diesen Film über sich ergehen lassen... Man bedenke: Statt sich unbedingten Gehorsams zu befleißigen, wagen es die aufsässigen Matrosen, ihre Suppe, gekocht aus madenzerfressenem Fleisch, diesmal nicht zu schlucken. Mehr noch: Als der Offiziersälteste den Befehl gibt, eine Gruppe Matrosen zu erschießen, läßt die Wache die Gewehre sinken.

Spätestens bei dieser Wende mußte in dem hageren Aristokraten eiskalter Haß aufkommen. Es ist dieselbe Stelle, bei der das Berliner Publikum zum erstenmal applaudieren wird.

Anzeige der Prometheus Film GmbH im Reichsfilmblatt, dem Fachorgan der Filmindustrie und der Kinobesitzer

! Zahlen sprechen !

Über

3 Monate

wurde das grösste Monumentalwerk der russischen Filmkunst

Panzerkreuzer Potemkin

Fabrikat: Goskino, Moskau Regie: S. M. Eisenstein Operateur: E. Tisse

im ersten Moskauer Uraufführungstheater gezeigt

Auch in Deutschland wird dieser Film

Das größte Geschäft der Saison!

Das Apollo-Theater – vor 60 Jahren, am 29. April, fand hier die deutsche Erstaufführung von Sergej Eisensteins „Panzerkreuzer Potemkin“ statt, ein Film, der einen Beifallssturm ohnegleichen erlebte.

Seeckt sieht rot und schwarz und traut dem Film eine dermaßen kolossale Wirkung zu, daß er um die Disziplin seiner Untergebenen fürchtet. Darum tags darauf der Anruf beim Reichskommissar für Überwachung der öffentlichen Ordnung. Alles läuft wie am Schnürchen. Die Zensur setzt am 24. März das Verbot durch.

Die „Prometheus"-Direktoren legen Berufung bei der Filmoberprüfstelle ein. Verhandlungstermin dort: Sonnabend, 10. April 1926, wenig Zeit. Einflußreiche Persönlichkeiten müßten für den Film interessiert werden. Doch die Kopie liegt bei der Zensur. Zum Glück sind Eisenstein und Tissé in Berlin. Sie geben Auskunft. Mit dem prominenten Theaterkritiker des „Berliner Tageblattes", Alfred Kerr, Beisitzer für Kunst und Literatur in der Oberprüfstelle, spricht – gerade noch rechtzeitig – Erwin Piscator. Kerr wollte eigentlich verreisen, doch nun, als er erfährt, was für ein Film das ist, will er dabeisein, und als er ihn gesehen hat, ist er entschlossen, ihn unter allen Umständen für das deutsche Publikum zu retten.

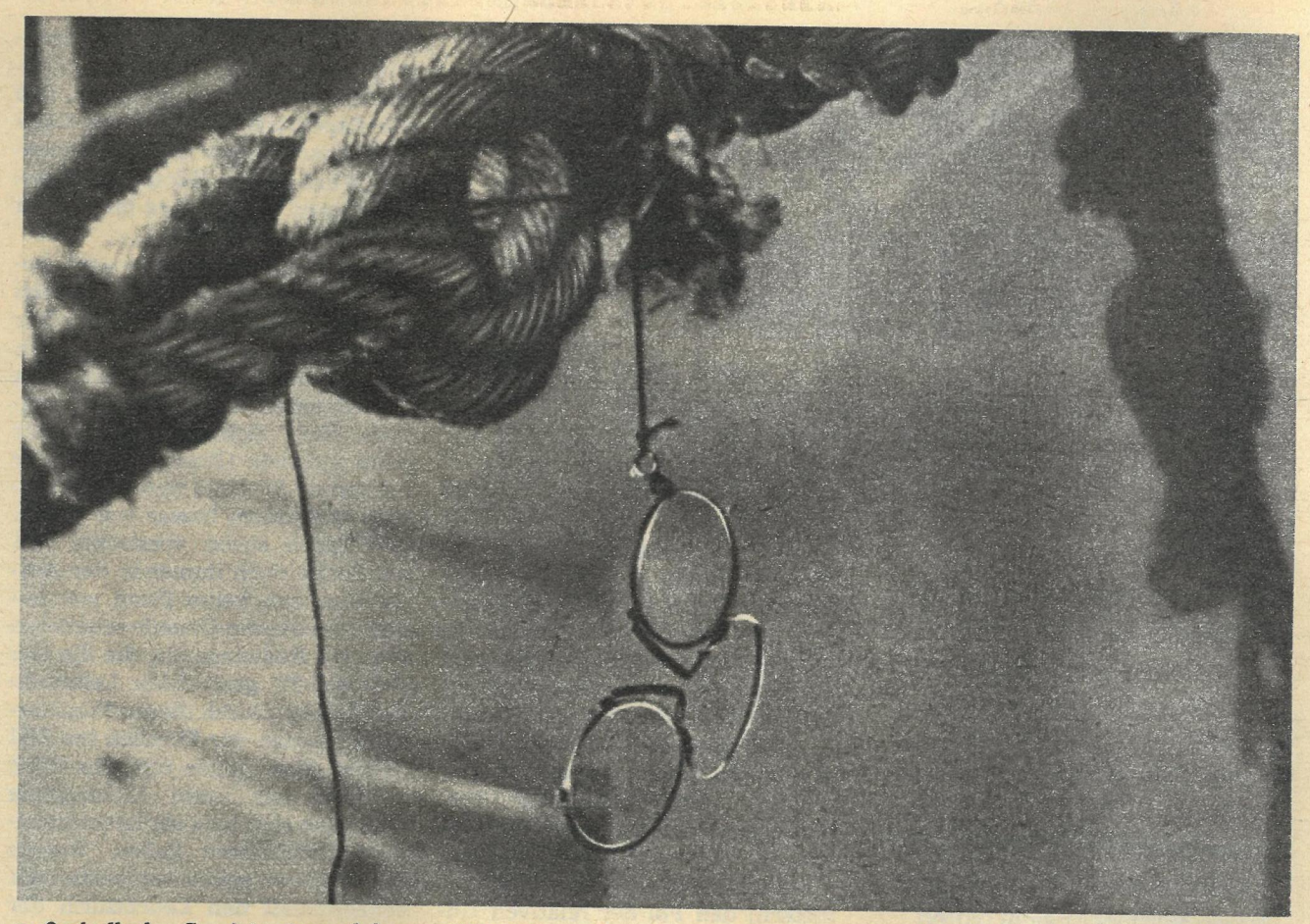
In der Verhandlung weist zunächst Dr. Paul Levi als Anwalt der „Prometheus" die antikommunistischen Klischees der Widersacher des Films zurück, die seine Argumente aber offenbar weder verstehen können noch wollen. Alfred Kerr derweil bekritzelt, weil er Papier nicht gleich zur Hand hat, seinen Paß. Ihm wird das Wort erteilt. Seine kluge, leidenschaftliche Polemik bleibt nicht ohne Wirkung auf die anderen Beisitzer. Fazit – Freigabe! Allerdings, wie die zur Füselierung verurteilten Matrosen sich auf ihre Offiziere stürzen und sie über Bord werfen, dies und einige andere Stellen müssen geschnitten werden.

Endlich kann „Prometheus" den Film anbieten. Besitzer von Berliner Filmtheatern werden eingeladen, sie finden den Film großartig, aber Vertragsabschluß? Dazu wäre Zivilcourage vonnöten. Sie fürchten Krawalle aus den Reihen der Nazis, Deutschnationalen und Völkischen, von Offiziers- und Soldatenverbänden. Alle weichen aus, bis auf einen – den neuen Pächter vom Apollo-Theater. Ausgerechnet! Gewünscht hätte sich „Prometheus" ein prominenteres Haus. Daß im Apollo-Theater einst Paul Lincke mit seiner „Frau Luna" für volle Kassen sorgte, ist heute fast vergessen. Der neue Pächter hat das alte Revuetheater in der Friedrichstraße 218 zu einem Kino umfunktioniert, in dem nun, zwei Tage vor dem 1. Mai, der „Panzerkreuzer Potemkin" seine erste Premiere außerhalb der Sowjetunion erleben soll.

Der junge Kinokapellmeister Edmund Meisel, der eigens für den „Potemkin" eine Filmmusik komponiert hat, ist mit dem Orchester bei der letzten Probe, als am 29. April gegen 16 Uhr vor dem vergitterten Eingang auf der Friedrichstraße schon die ersten Besucher warten. Kurz nach 19 Uhr hebt sich der Vorhang.

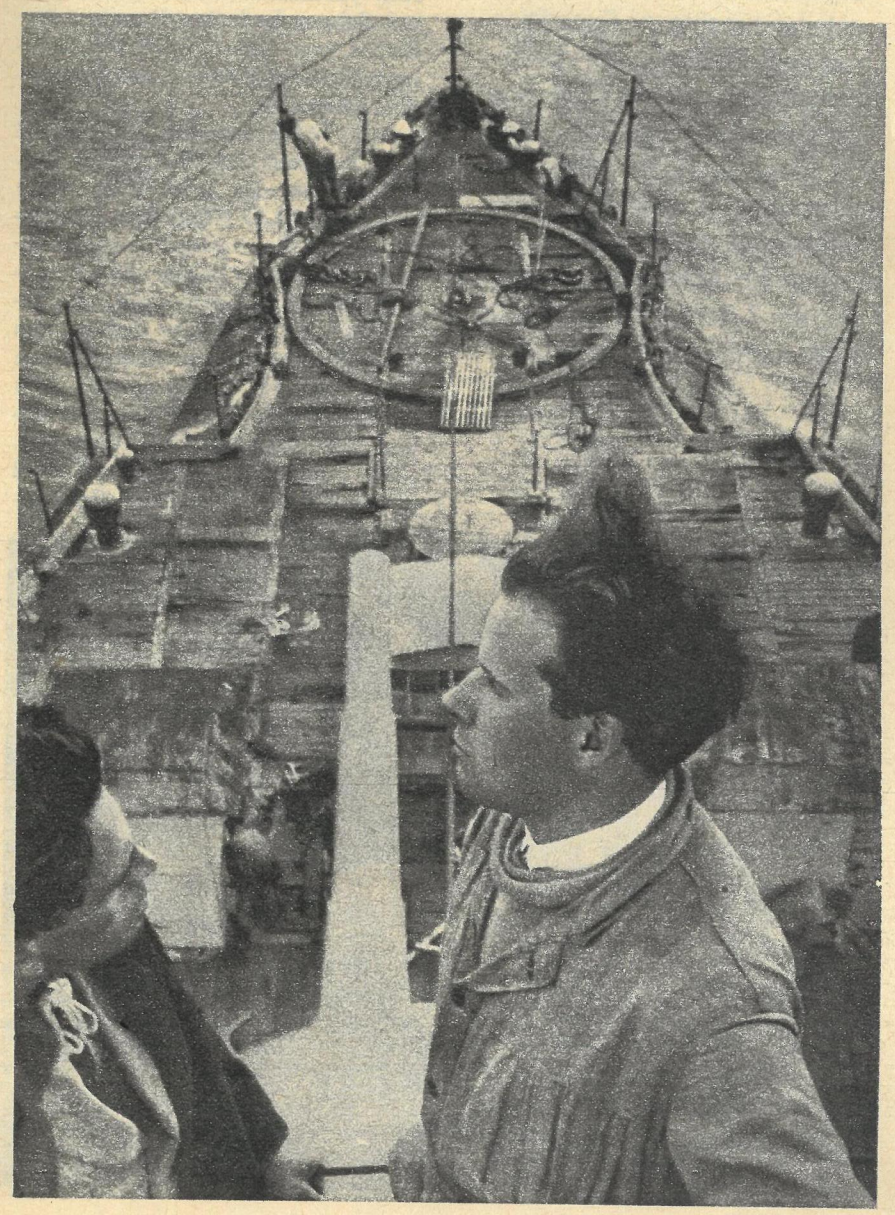
Im Parkett überwiegend Arbeiter, aus allen Teilen der Stadt. Im Rang mehr intellektuelles Publikum, Schriftsteller, Künstler. Die Herren von der Presse. In einer Loge Asta Nielsen und Emil Jannings. Gespannte, fast feierliche Stille im Saal. Die meisten hier wissen von den Hetztiraden der Rechten, manche sind vielleicht gerade dadurch neugierig geworden. Und hellwach verfolgen die Zuschauer, wie die Matrosen an Bord des zaristischen Kreuzers in Aufruhr geraten. Ekelerregend in Großaufnahme das verfaulte und madenwimmelnde Fleisch. Daß der herbeigerufene Schiffsarzt es nicht für ungenießbar erklärt, weckt Entrüstung auch bei den Zuschauern. Dann die vor dem Kapitän angetretenen Matrosen, harte, entschlossene Gesichter. Wer mit der Suppe zufrieden ist, soll vortreten. Fast alle bleiben unbeweglich. Der Kapitän droht mit Erschießen, die Gewehrmündungen sind auf die Matrosen gerichtet, da zerreißt ein Ruf die Spannung: Brüder! Die Gewehre erzittern, und – Beifall brandet auf – die Gewehre sinken. Der Beifall steigert sich noch, als Matrosen den

Fortsetzung Seite 41



Einprägsam wie selten ein Sinnbild zeugt dieses von der Entschlossenheit der Matrosen, ihre Menschenwürde zu verteidigen.

Eisenstein (r.) bei Dreharbeiten für den Film „Panzerkreuzer Potemkin".

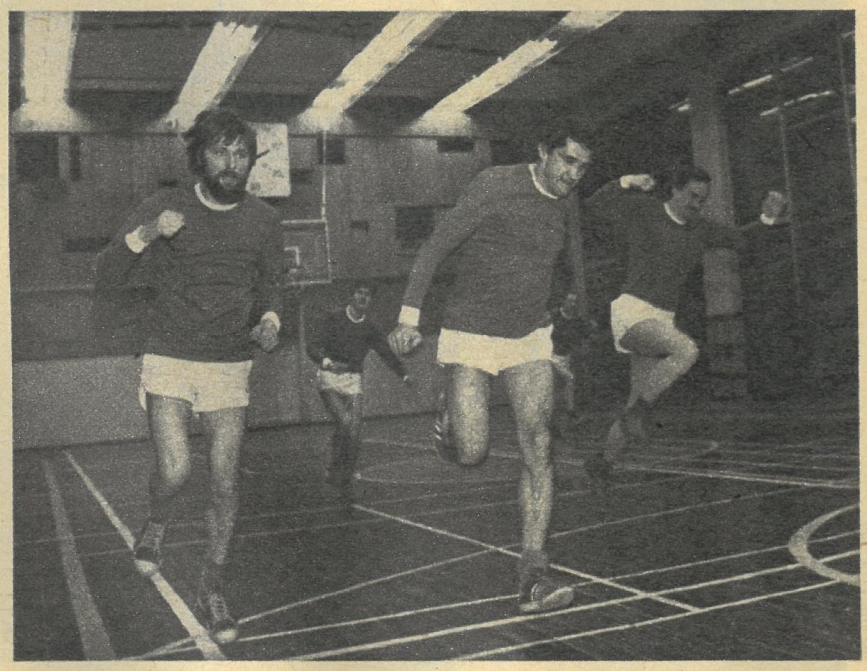


Auf Skiern durch die Polarnacht

Von den elf harten und nicht kleinzukriegenden Männern, die Anfang des Jahres auf einem 700 Kilometer langen Skimarsch in der Polarnacht die Arktis durchquerten, waren sieben dabei, die schon 1979 als erste in der Geschichte der Polarforschung nach einer 77tägigen und 1500 Kilometer langen Skitour den geographischen Nordpol erreicht hatten. Unter ihnen der „Chef" von damals und heute: Dmitri Schparo. Von der sowjetischen Jugendzeitung „Komsomolskaja Prawda" organisatorisch vorbereitet und geleitet, brachte die Expedition nun das „Erstlingswerk" fertig, auf vorgeplanter Route 38 Tage lang durch ständige Dunkelheit zu marschieren. Zur Grundlage ihres Berichts nahm FREIE WELT die Aufzeichnungen Dmitri Schparos während der Expedition und am Zielort, der sowjetischen Polarstation „Nordpol-27".

Eine bisher einzigartige Expedition fand am Freitag, dem 7. März 1986, um 7.00 Uhr MEZ ihren erfolgreichen Abschluß: 4500 Kilometer nördlich von Moskau legten elf sowjetische Polarforscher unter den Bedingungen der Polarnacht auf „Beskid"-Holzskiern den beschwerlichen, 700 Kilometer langen Weg zwischen den driftenden Forschungsstationen „Nordpol-26" und „Nordpol-27" zurück und passierten unterwegs (nach etwa 200 Kilometern) den Pol der relativen Unzugänglichkeit. Immer war Nacht, stockdunkle Nacht. Zeitweise herrschten 50 Grad Kälte, nur selten stieg die Quecksilbersäule über die −45-Grad-Markierung hinaus. Sich ständig bewegende Eisbarrieren, tückische Wasserlöcher und mit Schnee bedeckte Kanäle erforderten von den eisenharten Männern einen täglichen Kampf um jeden Kilometer.

Am 3. März morgens wurde auf dem Festland der Funkspruch aufgenommen, die Expedition hätte „noch genau 97 Kilometer, 620 Meter und 12 Zentimeter" zurückzulegen. „Wir haben gestern 30 Kilometer geschafft", wurde ergänzend berichtet. „In der Nacht driftete das Eis jedoch so stark zurück, daß am Ende nur ein Bodengewinn von 20 Kilometern übrigblieb. Wir gehen jetzt schlafen. Uns geht's gut. Alle machen Späße, obwohl 46 Grad minus herrschen. Wir hoffen, am 7. März das Ziel zu erreichen." Mit dem nächsten Funkspruch wurde dann gemeldet, daß die Expedition bei 45 Grad Kälte und scharfem, ins Gesicht wehenden Wind nur 14 Kilometer vorangekommen sei. Aber es blieb beim 7. März.



„Nach 38 Tagen wußten wir", berichtet Expeditionsleiter Dmitri Schparo, „daß das Ziel unmittelbar vor uns lag. Wir konnten das den uns von der Leitzentrale per Funk übermittelten Koordinaten entnehmen. Eine Sichtorientierung war nicht möglich: Obwohl das Wetter bei minus 37 Grad und fast Windstille wesentlich besser war als an den Tagen zuvor, versteckte sich die Sonne noch immer in der Arktis. Man sah keine Hand vor Augen. Aus diesem Grunde schalteten wir eine Radioboje ein, die die von ‚Nordpol-27' gesendeten Leitstrahlen auffing. Durch diesen Funkkorridor wurden wir förmlich ins Ziel gelotst. Etwa gegen 6.30 Uhr MEZ nahmen wir erste Lichtsignale wahr, die sich bald als Leuchtraketen identifizieren ließen. Bereits fünf Minuten später entdeckten wir schemenhaft den Leuchtturm der Station, und der führte uns schließlich auf ausgetretenen Schneepfaden zum Lager. Wir waren erschöpft, aber sehr glücklich und hatten auch nichts dagegen, daß wir noch ein paar Tage dort bleiben mußten. Für unsere Rückkehr gab es Probleme mit der Landepiste für Flugzeuge. Wärmere Temperaturen als sonst hatten an mehreren Stellen die Eisscholle gebrochen und die Landebahn überspült."

Als der 45jährige Mathematik-Dozent Dmitri Schparo zum erstenmal mit dem berühmten Polarforscher Iwan Papanin über seinen Expeditions-Plan gesprochen hatte, sagte dieser: „Wißt ihr, Kinder, worauf ihr euch da einlaßt? Ich habe nicht nur einmal in der Arktis gelebt. Wenn die Sonne nicht scheint, ruht dort alles Leben. Sogar die Leute von der Station gehen nicht einmal vor die Tür. Was für ein Entschluß von euch! Aber ich werde euch bei eurer Vorbereitung helfen." Papanin tat das dann auch.

Und wie kam dieser Entschluß zustande? „Vor fast sieben Jahren", erzählt Schparo, „unternahmen wir einen Skimarsch von der Henrietta-Insel zum Nordpol. Unterwegs dachten wir schon an die Organisation einer neuen Expedition und kamen zu dem Schluß, daß es im Nordpolarmeer nur noch zwei interessante, von bisher niemandem begangene Wege geben würde. Der erste: Auf Skiern von der sowjetischen Nordküste über den Pol Kanada zu erreichen – sozusagen per Ski auf Tschkalows Spuren zu wandeln. Der zweite: Ein Skimarsch unter den Bedingungen der Polarnacht. Den wählten wir! Dabei hatten wir Glück mit unserer Terminvorgabe. Die driftenden sowjetischen Forschungsstationen ‚Nordpol-26' und ‚Nordpol-27' befinden sich gegenwärtig in einer solchen Lage zueinander, daß man einen Weg zu ihnen über den Pol der relativen Unzulänglichkeit bei entsprechender physischer und wissenschaftlicher Vorbereitung wagen kann. Das hat bisher noch niemand geschafft."

Worin bestanden die größten Schwierigkeiten der Expedition? Dmitri Schparo: „Diese Frage erübrigt sich. Es herrschte Polarnacht. Das hieß, auf den ersten Etappen völlig ohne Mondlicht, Frau Luna meldete sich erst in der zweiten Februarhälfte wieder. Dann der alles noch mehr verdunkelnde Nebel. Kein Stern zu sehen, an dem man sich hätte orientieren können. Eine Finsternis, wie wir sie so eigentlich gar nicht kennen. Anfang des Jahrhunderts hat der schwedische Meteorologe Bodman herausgefunden, daß in dieser Gegend Art und Stärke des Frostes vom Menschen noch ausgehalten werden könnten, doch die feuchte Luft, Nebel und Schneegestöber würden dazu führen, daß ein Mensch in der Polarnacht nichts, aber auch gar nichts sieht. Unter solchen Bedingungen steht's auch um den Funkbetrieb schlecht. Die zu Hause erhaltenen Daten über unsere Aufenthaltsorte wichen oftmals von den realen ab, weil die Eisschollen mittlerweile stark gedriftet waren. Zu einer solchen Zeit ist auch eine Landung von Flugzeugen kaum möglich, ganz zu schweigen vom Herrichten einer Landepi-

Die Expedition hat den Pol der relativen Unzulänglichkeit erreicht. Noch weitere 500 Kilometer sind zurückzulegen. Also war es vonnöten, zu Hause ein hartes Training zu absolvieren, in dessen Mittelpunkt das Laufen stand (auf Bild links die Expeditionsmitglieder Konjuchow, Schparo und Kondratkow). Oben: Das Emblem der Expedition: Von SP-26 zu SP-27.

ste. Auf Hilfe ‚von oben' konnten wir also nicht hoffen."

Aber das ist längst noch nicht alles. Hinzu kam, daß die extrem tiefen Temperaturen zumeist von eisigem Wind begleitet waren, der die Eisschollen entgegen der Marschrichtung trieb. „Und wenn wir plötzlich in eine wärmere Zone kamen, stieg bei minus 20 Grad dichter Nebel auf, brachen die Eisfelder, beschworen vom Schnee bedeckte Rinnen unvorhergesehene Gefahren herauf. So passierte es, daß sich das Seil unseres Schlauchbootes an einer Scholle verwikkelte. Als dann das Boot anfing zu kippen, standen ein paar Leute bis zum Bauch im Wasser. Bei derartigen Temperaturen ist so etwas nicht angenehm. Doch zum Glück hatten wir ein Zelt mit, in dem es zwar nicht wärmer war als draußen, aber wir waren vor dem eisigen Wind geschützt und unsere Freunde konnten sich umziehen. Zur ‚inneren' Erwärmung wurde dann sofort heißer Tee gekocht."

Die zu erwartende Finsternis war schon beim heimatlichen Training simuliert worden. Besonders zahlte sich das Nachttraining in der Sporthalle aus. Dort wurden alle Lampen gelöscht und an den Fenstern dicke Vorhänge befestigt. So übten und orientierten sich die elf Männer bei totaler Dunkelheit. Der Spaßvogel der Truppe, Funker Anatoli Melnikow, schilderte das einmal folgendermaßen: „Stelle dir zu Hause eine Polarnacht vor. Du rückst alle Möbel an eine andere Stelle der Wohnung, schnallst dir einen 35 Kilogramm schweren Rucksack auf den Rücken, schaltest das Licht aus, läßt die Rollos runter und versuchst, dich in dieser Finsternis, ohne anzuecken, von der Wohnstube in die Küche zu begeben. Das ist aber noch immer einfacher als am Pol..."

Die Expedition hatte auch ihre Höhepunkte. Einer war der 15. Februar, als gegen 2.30 Uhr der Pol der relativen Unzugänglichkeit erreicht wurde. „Da zündeten wir vor Freude Leuchtraketen", berichtete Dmitri Schparo. „Wir stellten unsere Rucksäcke im Kreis auf dem Pol auf und feuerten aus unserem Karabiner, den wir ‚für alle Fälle' als Mittel gegen die Eisbären mitführten, Salutschüsse ab. An diesem Tag freute sich vor allem unser jüngster Mitstreiter, der 27jährige Sascha Rosumenko, dessen Sohn Geburtstag hatte. Und außerdem bekamen wir just zu dieser Feier auch den einzigen Besuch während der gesamten Expedition: Eine IL-14 kreiste über uns und warf Post, Zeitungen, Nahrungsmittel und frische Wäsche ab.

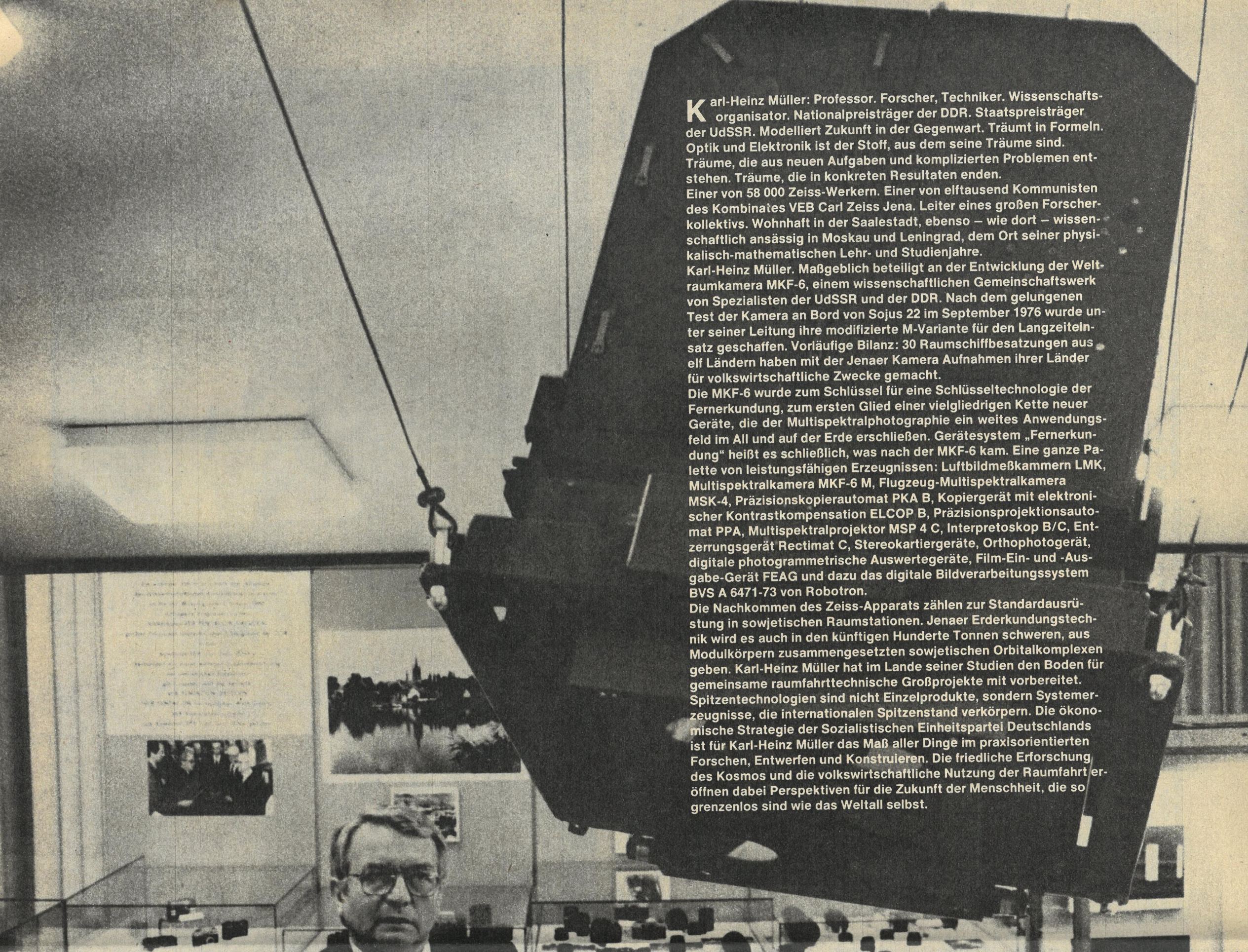
Und was waren das für Nahrungsmittel? Weil ohnehin nicht viel mitgeschleppt werden konnte, stand natürlich kein Restaurant-Essen auf dem Speiseplan. Zum Frühstück und Abendbrot gab es Kascha, manchmal – zur Feier des Tages – auch Trockenfleisch, Graupen und Trockenmilch. Das alles wurde auf einem Kocher hergerichtet. Das Hauptgetränk war Tee, zwischendurch gab es auch einmal Konfitüre und einige Vitamine zu essen."

Fünfeinhalb Wochen durch die Nacht und 700 Kilometer laufen. Nur gelegentlich konnten sich die elf Unentwegten nach den hellen Fixsternen Wega, Arcturus und Deneb orientieren. Der Mond war lange Zeit nicht zu sehen. Wie also ist unter solchen Bedingungen eine präzise Bestimmung der eigenen Position und eine genaue Orientierung möglich? „Eine solche Expedition wäre ohne exakte Standortbestimmung undenkbar", sagt Dmitri Schparo. „Vor allem wegen der Dunkelheit und der Kreuz-und-quer-Bewegungen der Eisfelder, die unsere Positionen ständig veränderten, war es unbedingt notwendig, über unsere Koordinaten immer im Bilde zu sein. Wenn wir tagsüber marschiert waren, merkten wir während der Nachtruhe nicht, daß wir bei dem Driften der Eisschollen plötzlich ein Drittel der zurückgelegten Strecke wieder verloren hatten. Aus diesem Grunde führten wir ein kleines, handtaschengroßes Funkgerät mit, das ständig Signale an einen Satelliten des Internationalen Kosmischen Rettungssystems KOSPAS/SARSAT übermittelte. Dieses System wird von sowjetischen KOSMOS- und von US-amerikanischen NOAA-Satelliten betrieben. Eines unserer Ziele lag darin, die Wirksamkeit und Genauigkeit dieses Systems zu ergründen. Es fing unsere Signale auf, sandte sie nach Moskau, von wo aus nach genauer Standortbestimmung die weitere Marschroute vorgeschrieben wurde. So kamen wir ohne große Umwege, trotz der unkontrollierbaren Eisbewegungen, ans Ziel."

Über diese Funkbrücke leitete und koordinierte der Amateurfunkklub der „Komsomolskaja Prawda" die Aktivitäten der Expedition und errichtete zudem ein ausgedehntes Funknetz über zwei Leitstationen in den Festlandorten Tiksi und Tscherski, wodurch ein umfangreicher Informationsaustausch auch über die von den Skiwanderern täglich vorgenommenen wissenschaftlichen und medizinischen Tests möglich wurde. Die zur Expedition gehörenden Ärzte Alexander Rosumenko und Michail Malachow hatten die Aufgabe, unterwegs Untersuchungen vorzunehmen, Blutproben zu analysieren und täglich die Veränderungen des menschlichen Organismus unter den verschiedensten klimatischen Bedingungen zu registrieren. „Krankheiten", sagten beide, „waren während der Expedition eigentlich nicht eingeplant. Wir wollten Aufschluß darüber haben, wie leistungsfähig der menschliche Organismus unter den extremsten Bedingungen ist, die auf unserer Erde herrschen."

Peter Kroh

Fotos: TASS, S. Serdjukow. Redaktion: Hans Richard Vollbrecht.



Karl-Heinz Müller: Professor. Forscher, Techniker. Wissenschaftsorganisator. Nationalpreisträger der DDR. Staatspreisträger der UdSSR. Modelliert Zukunft in der Gegenwart. Träumt in Formeln. Optik und Elektronik ist der Stoff, aus dem seine Träume sind. Träume, die aus neuen Aufgaben und komplizierten Problemen entstehen. Träume, die in konkreten Resultaten enden.

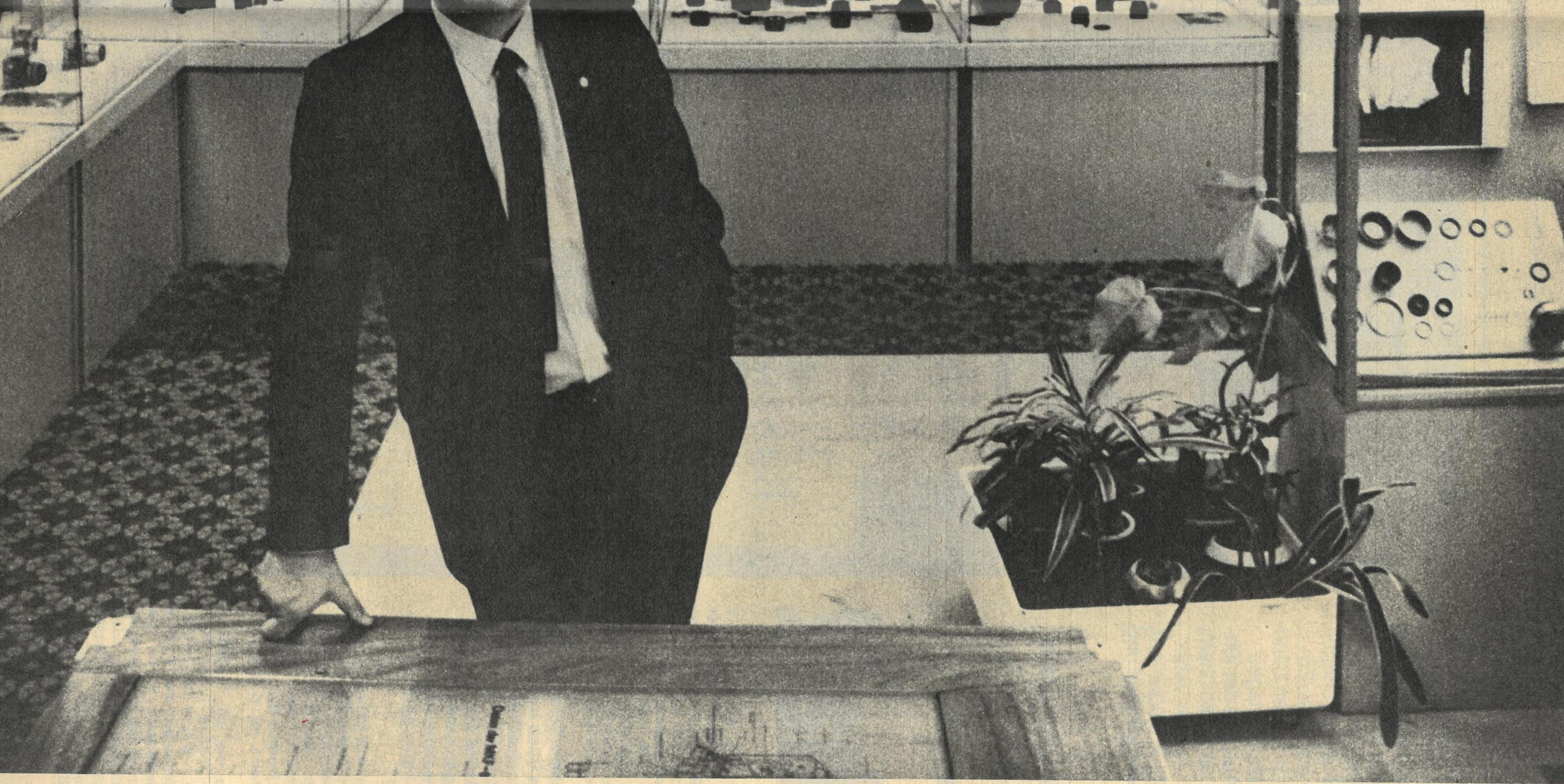
Einer von 58 000 Zeiss-Werkern. Einer von elftausend Kommunisten des Kombinates VEB Carl Zeiss Jena. Leiter eines großen Forscherkollektivs. Wohnhaft in der Saalestadt, ebenso – wie dort – wissenschaftlich ansässig in Moskau und Leningrad, dem Ort seiner physikalisch-mathematischen Lehr- und Studienjahre.

Karl-Heinz Müller. Maßgeblich beteiligt an der Entwicklung der Weltraumkamera MKF-6, einem wissenschaftlichen Gemeinschaftswerk von Spezialisten der UdSSR und der DDR. Nach dem gelungenen Test der Kamera an Bord von Sojus 22 im September 1976 wurde unter seiner Leitung ihre modifizierte M-Variante für den Langzeiteinsatz geschaffen. Vorläufige Bilanz: 30 Raumschiffbesatzungen aus elf Ländern haben mit der Jenaer Kamera Aufnahmen ihrer Länder für volkswirtschaftliche Zwecke gemacht.

Die MKF-6 wurde zum Schlüssel für eine Schlüsseltechnologie der Fernerkundung, zum ersten Glied einer vielgliedrigen Kette neuer Geräte, die der Multispektralphotographie ein weites Anwendungsfeld im All und auf der Erde erschließen. Gerätesystem „Fernerkundung" heißt es schließlich, was nach der MKF-6 kam. Eine ganze Palette von leistungsfähigen Erzeugnissen: Luftbildmeßkammern LMK, Multispektralkamera MKF-6 M, Flugzeug-Multispektralkamera MSK-4, Präzisionskopierautomat PKA B, Kopiergerät mit elektronischer Kontrastkompensation ELCOP B, Präzisionsprojektionsautomat PPA, Multispektralprojektor MSP 4 C, Interpretoskop B/C, Entzerrungsgerät Rectimat C, Stereokartiergeräte, Orthophotogerät, digitale photogrammetrische Auswertegeräte, Film-Ein- und -Ausgabe-Gerät FEAG und dazu das digitale Bildverarbeitungssystem BVS A 6471-73 von Robotron.

Die Nachkommen des Zeiss-Apparats zählen zur Standardausrüstung in sowjetischen Raumstationen. Jenaer Erderkundungstechnik wird es auch in den künftigen Hunderte Tonnen schweren, aus Modulkörpern zusammengesetzten sowjetischen Orbitalkomplexen geben. Karl-Heinz Müller hat im Lande seiner Studien den Boden für gemeinsame raumfahrttechnische Großprojekte mit vorbereitet.

Spitzentechnologien sind nicht Einzelprodukte, sondern Systemerzeugnisse, die internationalen Spitzenstand verkörpern. Die ökonomische Strategie der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ist für Karl-Heinz Müller das Maß aller Dinge im praxisorientierten Forschen, Entwerfen und Konstruieren. Die friedliche Erforschung des Kosmos und die volkswirtschaftliche Nutzung der Raumfahrt eröffnen dabei Perspektiven für die Zukunft der Menschheit, die so grenzenlos sind wie das Weltall selbst.



Karl-Heinz Eyermann (Text)
Alfred Paszkowiak (Foto)

DER AUFTRAG

Wo immer ein Kommunist arbeitet und lebt – er wird konsequent für die Verwirklichung der Hauptaufgabe eintreten, er wird die schöpferische Initiative, eine hohe Einstellung zur Arbeit und zum gesellschaftlichen Eigentum, alle sozialistischen Denk- und Verhaltensweisen aktiv und beispielgebend fördern!

Aus dem Programm der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands

Jeder sechste Bürger der DDR über 18 Jahre ist Mitglied oder Kandidat der SED. FREIE WELT beschreibt in dieser Serie, wie Genossen ihren Auftrag verstehen.

5. FOLGE

Stammkunden — das sind Leute, die immer wiederkommen, sei es in einen bestimmten Laden, in eine Kneipe, ein Theater oder eine Buchhandlung. Wie jener Mann am Regal im „Internationalen Buch" Berlin. Wenigstens einmal in der Woche ist er hier zu treffen, wählerisch, skeptisch, zuweilen auch etwas unentschlossen vor einem so vielseitigen Angebot. Zögernd greift er nach einer Kassette mit sieben Bändchen, die NOVITÄTENKASSETTE 2 des Verlages Volk und Welt. Sieben sowjetische Autoren der jüngeren Generation geben sich hierin ein Stelldichein, Erzählungen aus dem letzten Drittel unseres Jahrhunderts, ungewöhnlich ihre Sicht, ihr Engagement, ihre Unduldsamkeit gegenüber Gleichgültigkeit und Gefühlsverflachung.

Eine FW-Aussprache zum Thema Sowjetliteratur

Stamm-kundschaft

„Könnte mir gefallen!" sagt der Mann, nimmt die Kassette und stellt sich an der Kasse an. Manchmal ginge er auch mit leeren Händen, aber nie, ohne etwas mitzunehmen, eine geistige Anregung, Informationen – allein die Parade der vielen Titel und Namen bereite ihm Freude. **Peter Weddis, Bauarbeiter** in Berlin, ist äußerst belesen, er hat eine Berufsausbildung mit Abitur und möchte Architektur studieren. Die Amerikaner und die Russen ziehen ihn besonders an, schon deshalb, weil von beiden Völkern heute soviel abhinge. Seine Anteilnahme an der Literatur des Sowjetlandes begründet er damit, daß diese hohe Ansprüche an den Menschen stelle, daß sie problemkritisch sei und sich durch fesselnde Darstellung innerer Konflikte ihrer Helden auszeichne. Für ihn gehören Tschingis Aitmatow und Valentin Rasputin zu den Größten, die Moskauer Novellen von Juri Trifonow habe er schon dreimal gelesen.

Hier erweitert und vertieft ein schon erfahrener Leser sein Repertoire, dort ist es eine erste, noch tastende Begegnung mit sowjetischer Literatur. Nein, sie kenne noch nicht viel, sie habe erst reingerochen, sagt uns **Regina Sattler**, 22 Jahre jung, **Chemielaborantin im VEB Berlin-Chemie,** natürlich hat sie schon als Kind viel gelesen, und jetzt, von uns aufgefordert, hätte sie sich über Oleg Kuwajews „Auf Goldsuche in Sibirien" und Georgi Markows Roman „Sibirien" hergemacht. Am besten gefiele ihr der neue Erzählungsband Valentin Rasputins „Leb und liebe". Er mache ihr Lust auf mehr Lektüre aus diesem Lande und besonders auf weitere Werke dieses Schriftstellers.

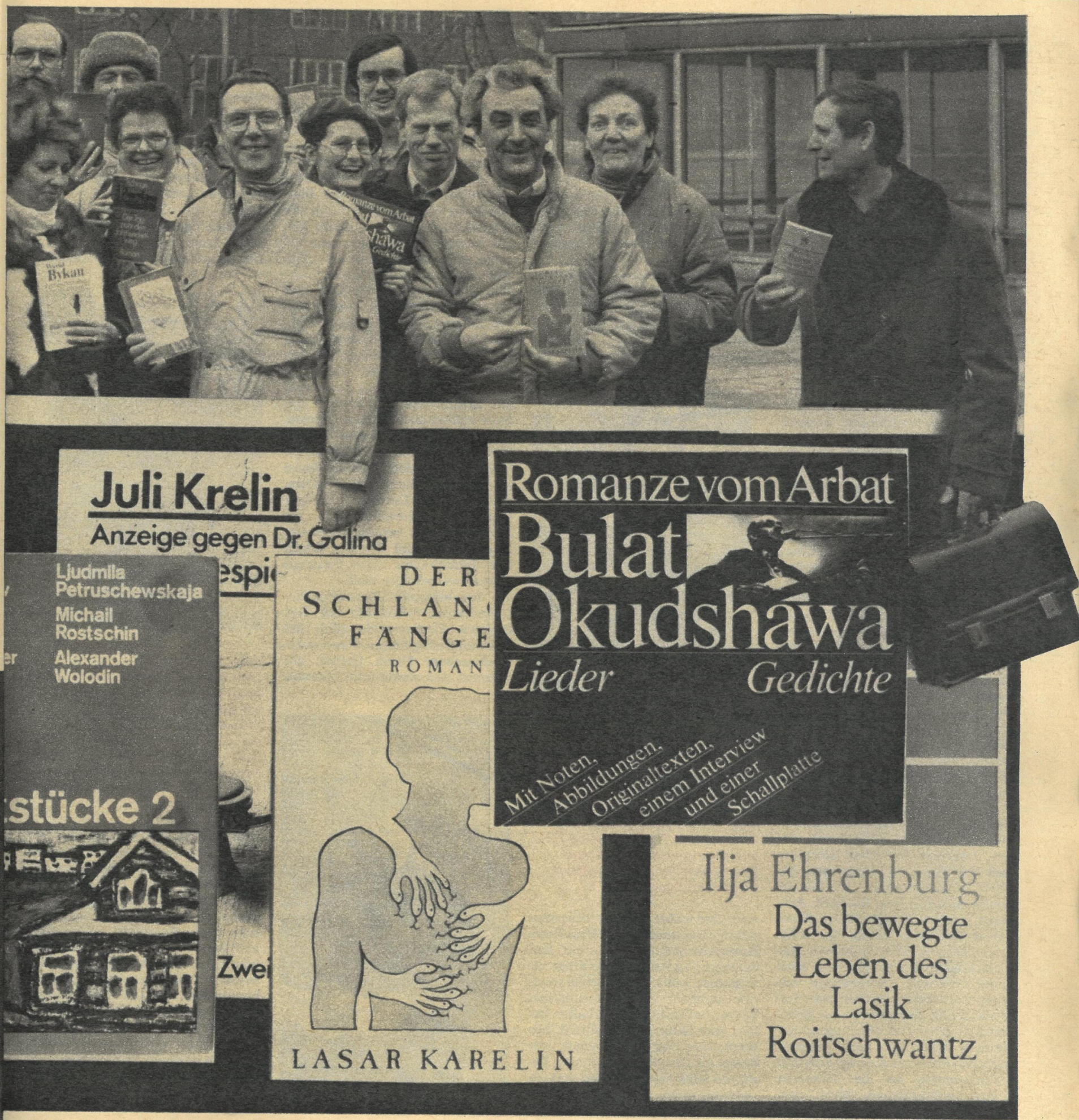
Mit welchem Schriftsteller, welchem Buch begann Ihre Bekanntschaft mit sowjetischer Literatur? Welche Schriftsteller würden Sie bevorzugen? Welches Thema, welche Problematik sagt Ihnen ganz besonders zu?

Mit solchen und ähnlichen Fragen wandten wir uns an Menschen verschiedenster Berufe. Ihre Antworten waren aufschlußreich. Sie brachten uns auf den Gedanken, auch mit Ihnen, lieber Leser, zu diesem Thema ins Gespräch zu kommen.

Wir trafen uns mit Werktätigen der EAW Treptow (unser Bild), die, wie sich herausstellte, schon Erfahrungen im Umgang mit Sowjetliteratur haben. Sie sind Stammkunden ihrer Gewerkschaftsbibliothek, manche schon fast zwanzig Jahre, wie die **Elektromechanikerin Gerda Ruddeck.** Diese Bibliothek gilt im Werk als

Frage 1 Wie begann Ihre Bekanntschaft mit sowjetischer Literatur?

Frage 2 Welche Schriftsteller sind Ihnen die liebsten?



Fotos: Detlef Christel

Frage 3 Welches Thema, welche Problematik sagt Ihnen besonders zu?

Frage 4 Hat Sie ein Buch ganz besonders beeindruckt und warum?

PREISE: 15 wertvolle Buchausgaben, wie z. B. eine dreibändige Lederausgabe des Werkes von Alexander Block oder die Prachtausgabe „Holländische Malerei in russischen Museen". 10 Geldpreise à 100,– Mark. Zusätzlich ist jeder Einsender an der Auslosung unseres großen Literaturpreisausschreibens beteiligt, das im September beginnt und mit einer Reise ins literarische Moskau endet.

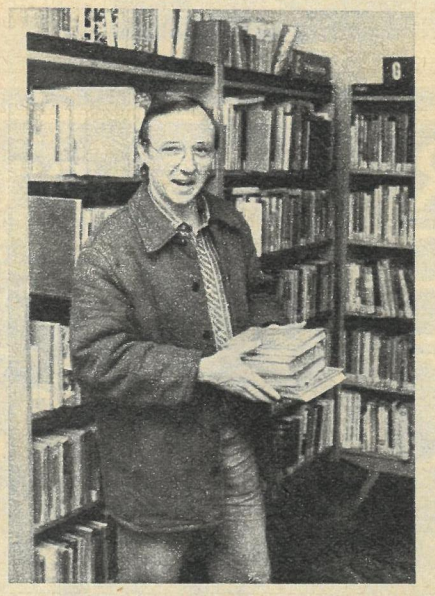
Stammkundschaft

ein kulturelles Zentrum. Sie wird von **Barbara Nowak** geleitet, die, so sagt sie, eigentlich nie **Bibliothekarin** werden wollte, aber sie fand Gefallen an dieser Tätigkeit, die sie als „Kundenberatung" auffaßt. „In den Anfangsjahren gab es ja noch viele Leute, die Vorbehalte gegen die Sowjetliteratur hatten. Heute sind die meisten Benutzer unserer Einrichtung Leser dieser Literatur. Sie mögen die Lebensnähe, die dramatische Darstellung der Gegenwart und die volkstümliche Sprache ihrer Geschichten." Barbara Nowak, selbst mit Gorkis „Meine Kindheit", „Meine Universitäten" und „Unter fremden Menschen" groß geworden, hält sich und ihre Kunden stets mit den Neuerscheinungen der Sowjetliteratur auf dem laufenden. Sie spricht auch mit ihnen über die gelesenen Bücher.

Fragt man die jüngere Generation nach den Anfängen ihrer Bekanntschaft mit Sowjetliteratur, so weiß man natürlich, daß die ersten Anregungen in die Kindheit und die Schulzeit fallen; bei den einen jedoch verdrängen andere Leseerlebnisse das Interesse an sowjetischer Literatur, bei anderen bleibt es erhalten und verstärkt sich in der einen oder anderen Richtung. Aber auch bei den ersteren werden oft durch vielfältige Anregungen später erneut Kontakte geknüpft. **Der Elektronikfacharbeiter Bernd Wolter,** dreißig Jahre alt, aus einer Arbeiterfamilie stammend, erlebte im Elternhaus, wie man sich über Gelesenes austauschte, sich gegenseitig auf neue Bücher aus der Sowjetunion aufmerksam machte. Diese Atmosphäre des geistigen Austauschs und das Interesse an sowjetischer Literatur nahm Bernd Wolter später in seine eigene Familie mit. Die sechsundzwanzigjährige **Marina Eckelmann, diplomierter Ingenieur für Informationstechnik,** gehört ebenfalls zu denen, deren Interesse für diese Literatur seit der Schulzeit gewachsen ist, nicht zuletzt deshalb, weil sie in vielen sowjetischen Büchern Antwort auf ihre Fragen findet. **Elektromechanikerin Gerda Ruddeck,** einer älteren Generation wie Marina Eckelmann angehörend, kam über bekannte Verfilmungen solcher berühmter Bücher wie Tolstois „Anna Karenina", oder Scholochows „Der stille Don" zur sowjetischen Literatur. Ihre Leseeindrücke verbinden sich sehr oft mit Erinnerungen an die schweren Jahre des Nachkriegs. „Mein Interesse ist seither nie erlahmt, weil ich solchen und anderen Büchern viele Lebenswahrheiten verdanke, die mich zum Nachdenken auch über mich selbst gebracht haben."

Der BGL-Vorsitzende dieses Betriebes Dr. Alfred Charlott, Wirtschaftswissenschaftler, 64 Jahre alt, hält es für beinahe selbstverständlich, daß Leute, die wie er Krieg und Faschismus selbst erlebten, mit großer Anteilnahme gerade jene Literatur aufnahmen und verfolgten, die in der Nazizeit verboten und verbrannt war. „Sie gab uns das bittere Brot der Wahrheit", sagt er, „das wir bislang entbehren mußten. Mich beeindruckten damals tief die Bücher, in denen mit den schlimmsten Feinden der Menschheit abgerechnet wurde, die Bücher über den Großen Vaterländischen Krieg. In jedem dieser Werke sah und sehe ich Denkmäler für jene Menschen, die kämpften und sich opferten, zugleich aber auch Warnung für unsere bedrohte Gegenwart."

Erzählungen über den Krieg gehörten auch für die **Kassiererin Brigitte Pietschke** aus dem Betrieb zu den ersten Eindrücken von dieser Literatur. „Ob Scholochows ‚Sie kämpften für die Heimat', Polewois ‚Der wahre Mensch' oder neuerdings Baklanows oder Wassiljews Kriegsgeschichten – bis auf den heutigen Tag hat mich die Frage interessiert, wie sich Menschen in einer solchen Ausnahmesituation, wie es der Krieg war, verhalten haben. Ihre Leiden, ihr Mut und ihre Kraft, ihre Opferbereitschaft, mit denen sie alles auf sich nahmen, berühren mich immer wieder, und ich verstehe nicht, wenn sich manche Leute dafür nicht interessieren."



Heiko Gulbe, Entwicklungsingenieur
„Großen Eindruck hat auf mich ‚Der Meister und Margarita' von Michail Bulgakow gemacht. Bulgakow stellt die vielschichtigen Probleme seiner Zeit, der 20er und 30er Jahre, durch eine groteske Form dar. Seine ‚Meister'-Figur entwickelt sich vom Übernehmen fertiger Schlußfolgerungen zum Suchenden ..."

Einer, der 1945 zweiundzwanzig Jahre alt war, ist der **Arbeiter und jetzige Ökonom Heinz Bergmann.** Sein Vater war Metallarbeiter. Sein Onkel Kommunist, er selbst Mitglied des Nationalkomitees „Freies Deutschland" in Krasnogorsk und Alexin an der Oka. Damals verschlang er gierig alles, was Bibliotheken zu bieten hatten. Er erinnert sich intensiv an Gorkis „Die Mutter", aus deren Entwicklung zu einem aktiven politischen Menschen er selbst gelernt habe.

Stammkunden ihrer Bibliothek trafen wir auch im Reifenwerk Fürstenwalde. **Gebrauchswerber Dietmar Horn** liest mit Vorliebe die alte russische Literatur, besonders Fjodor Dostojewskis Romane und Erzählungen, mit Aitmatows „Der Tag zieht den Jahrhundertweg" war er nicht so glücklich. Er hat ihn wieder weggelegt, weil er keinen Zugang zu diesem Buch fand.

Marina Giering, Klubhausleiterin, zeigte etwas mehr Geduld mit Aitmatows letztem Buch. Auch sie kämpfte mit der sehr anspruchsvollen Erzählweise des Autors und hatte zuletzt doch großen Gewinn. Natürlich hat sie schon in der Schulzeit sowjetische Literatur gelesen, später jedoch kam sie davon ab, und erst durch das Studium, das ihr die Lektüre wichtiger Werke der Sowjetliteratur zur Pflicht machte, erhielt sie neuen Zugang zu Daniil Granins, Wladimir Tendrjakows oder Tschingis Aitmatows geistiger Welt.

Zu den eifrigsten Benutzern der Gewerkschaftsbibliothek im Reifenwerk Fürstenwalde zählt der zweiunddreißigjährige **Feuerwehrwachtmeister Frank Detloff,** der bekennt, daß sowjetische Literatur in seinem Leben eine große Rolle spielt. Ihre Bedeutung begriff er, wie er sagt, erst so richtig, als er seinen Dienst bei den Grenztruppen leistete und hier in seiner FDJ-Leitung verantwortlich war für die Verbindung zur Komsomol-Gruppe des Nachbarregiments. Auch sein Politoffizier gab ihm mit seinen interessanten Buchbesprechungen viele Anregungen. Simonows „Die Lebenden und die Toten" und Tschakowskis „Die Blockade" gehörten zu seinen frühesten Leseerlebnissen.

Der junge **Entwicklungsingenieur**

Heinz Bergmann, Ökonom
„Wie aus politischer Spontaneität bewußtes politisches Handeln wird, das konnte ich das erste Mal am Lebensweg von Gorkis ‚Mutter' verfolgen. Dies und allem Neuen gegenüber aufgeschlossen zu sein, haben mich auch andere Werke der sowjetischen Literatur bis auf den heutigen Tag gelehrt ...„

Gerda Ruddeck,
Elektromechanikerin
„Die Geschichte ist für mich eine wahre Fundgrube. Es ist immer wieder interessant, zu erfahren, wie die Menschen vergangener Jahrhunderte, aber auch der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts gelebt, gekämpft und gelitten haben. So manches Buch lese ich mehrmals, wie zum Beispiel Bogomolows ‚August 44' ..."

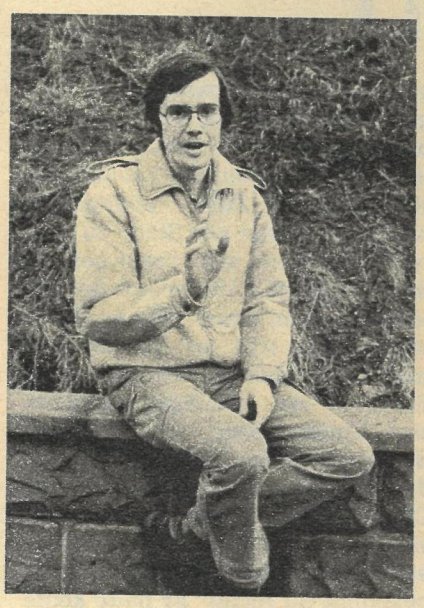
Heiko Gulbe erinnert sich aus seiner Kindheit vieler schöner Literaturbegegnungen mit den „Nimmerklug"-Geschichten, den Märchen von Alexander Wolkow, dem „Katzenhaus" von Samuil Marschak oder dem „Buratino". „Nun sammelt bereits meine Tochter ihre Erfahrungen mit diesen Büchern." Schon früh hat Heiko Gulbe zu problemreichen Werken der Sowjetliteratur gegriffen. Mit Bulgakows „Meister und Margarita" fing es an. Bei der Wahl dieses Romans spielte auch ein gewisser ästhetischer Eindruck mit: die reizvolle künstlerische Ausstattung eines Exlibris-Bandes dieses Schriftstellers.

Ganz unterschiedlich reagieren die von uns angesprochenen Leser auf die Frage nach dem Lieblingsautor. Nur wenige können darauf eine eindeutige Antwort geben. **BGL-Vorsitzender Dr. Charlott** meint, „für mich ist es immer der, der mich gerade packt und überzeugt. Mit zunehmender Lebenserfahrung und Literaturkenntnis passiert es, daß ich plötzlich in der Lektüre in-

nehalte, weil ich merke: das hatten wir schon! Dann lege ich das Buch halbgelesen beiseite. Jetzt bin ich besonders erpicht auf Biographien und Memoiren. Die von Shukow zum Beispiel lese ich immer mal wieder. Ein Roman der letzten Jahre hat mich tief bewegt: Pjotr Proskurins „Heilig sei er, dein Name."

Marina Eckelmann, Ingenieur für Informationstechnik
„Aus meiner Kindheit sind mir noch die Tiergeschichten aus Litauen in lebendiger Erinnerung. Von Simonow habe ich, glaube ich, alles gelesen. Was mich am meisten beeindruckt hat, sind die Bücher von Irina Grekowa. Ihre Frauengestalten sind wirklichkeitsgetreu, die Probleme gehen auch uns an..."

Elektromechanikerin Gerda Ruddeck will von einem favorisierten Autor überhaupt nichts wissen. Sie neigt mehr zur Spezialisierung auf ein Thema, ein Gebiet, wie das der Geschichte. Da hätten ja, wie sie meint, viele Schriftsteller Bedeutendes geleistet. Alexej Tolstoi mit dem „Leidensweg", Wassili Schukschin mit seinem Stepan Rasin-Roman, Boris Wassiljew mit „Die Wege der Oleksins", nicht zuletzt Bulat Okudshawa mit dem Roman „Die Abenteuer des Geheimschreibers Awrossimow". „Wie die Menschen vergangener Zeiten gelebt, gekämpft, gelitten haben, das zu erfahren, ist für mich von ganz besonderem Interesse", sagt Gerda Ruddeck. Auch **Elektronikfacharbeiter Bernd Wolter** orientiert sich auf die Geschichte, insbesondere auf den 2. Weltkrieg; wobei ihn dokumentarische Literatur wie die Memoiren der Marschälle Shukow und Rokossowski oder Tschakowskis „Der Sieg" am meisten fesselt. Da er das Leben gern von der heiteren Seite betrachtet, liebt er satirische und humoristische Literatur über alle Maßen. Michail Sostschenko habe es ihm besonders angetan. Die junge **Ingenieurin Marina Ekkelmann** teilt ihre Vorliebe für satirische und humoristische Literatur mit ihrem Kollegen Bernd Wolter. Sie hat aber auch mit großer Anteilnahme Granins „Blockadebuch" gelesen. Wenn überhaupt, so rechnet sie Irina Grekowa zu ihren Lieblingsautoren. Zu deren Büchern „Witwendampfer" oder „Der Lehrstuhl" hat sie, wie sie sagt, einen besonderen Draht. „Auf welche Weise die Frauen der Grekowa das Leben meistern, erfüllt mich mit großer Sympathie." Als eine Art Ratgeber bezeichnet der dreiundsechzigjährige **Heinz Bergmann** die Sowjetliteratur. „Bücher wie Ostrowskis ‚Wie der Stahl gehärtet wurde' haben die Haltung einer Generation geprägt." Der ehemalige Beauftragte des Nationalkomitees „Freies Deutschland" hat Konstantin Simonows Bücher ebenso begeistert gelesen wie Rasputins „Abschied von Matjora", aber auf Ma-

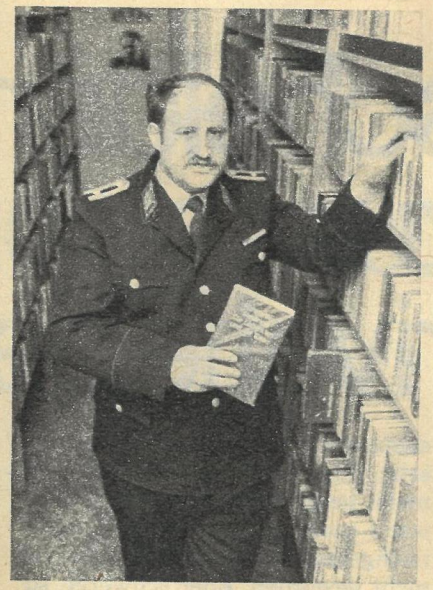


Bernd Wolter, Elektronikfacharbeiter
„Ich habe ein großes Interesse für die Probleme und Konfliktsituationen meiner Mitmenschen, seit sieben Jahren bin ich als Schöffe am Stadtbezirksgericht tätig, da ist man natürlich neugierig, wie wird so etwas in der Literatur gelöst. In sowjetischen Büchern fand ich da interessanten Lesestoff..."

xim Gorki kommt er immer wieder zurück, er sei ein großer Lehrmeister gewesen und habe sich einer einfachen, volkstümlichen Sprache bedient.

Klubhausleiterin Marina Giering, die zunächst mit Aitmatows „Der Tag zieht den Jahrhundertweg" Schwierigkeiten hatte, bezeichnet die Geschichte vom „Weißen Dampfer" als eines der schönsten Bücher dieses Schriftstellers. „In dieser Geschichte," so sagt sie, „verdichtet Aitmatow die Welt der sozialistischen Sittlichkeit, einer hohen Menschlichkeit. Wie sich die Helden Aitmatowscher Erzählungen zueinander verhalten, welche Kräfte in ihnen die Oberhand gewinnen, das ist für mich außerordentlich interessant."

Entwicklungsingenieur Heiko Gulbe erkennt in Tschingis Aitmatow einen Bruder im Geiste seines Favoriten Michail Bulgakow. Wie dieser habe er sich der Auseinandersetzung mit den großen Fragen der Menschheit gewidmet, aber auch in der Darstellung der eigenen Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten mit kritischer Offenheit nicht gespart. Die alle Handlungen überlagernde Friedensproblematik in Aitmatows „Der Tag zieht den Jahrhundertweg" durchdringt, nach Ansicht Heiko Gulbes, auch andere große Werke der Sowjetliteratur. Diese Feststellung trifft auch **Diplomingenieur Michael Kubasik.** Er sagt: „Gerade für mich, der im naturwissenschaftlichen Bereich arbeitet, also die meiste Zeit mit überwiegend rationalen Prozessen zu tun hat, ist die schöngeistige Literatur eine Art Gegengewicht zum Beruf und eine wesentliche Bereicherung des geistigen Horizonts. Die sowjetischen Romane und Erzählungen haben mich dazu angeregt, mich mehr und unmittelbar mit den Menschen dieses Landes zu beschäftigen, durch tieferes Eindringen in ihre Lebensweise, ihre Ansichten und Mentalitäten das eigene Leben zu bereichern."



Frank Detloff, Feuerwehrwachtmeister
„Meine Hobbys sind Familie, Lesen, Angeln. Meine Vorliebe gilt der sowjetischen Literatur über den Krieg. Simonow, Polewoi, Bogomolow wären zu nennen, aber auch die Memoiren von Shukow oder Bagramjan, die unbedingte dokumentarische Treue in diesen Büchern gefällt mir sehr, auch Tschakowskis ‚Die Blockade'..."

Einsichten, Erfahrungen, Erkenntnisse, aber auch ästhetischen Genuß, Spannung, die nicht nur durch die Dynamik der äußeren Handlung, sondern auch durch geistige Auseinandersetzung erzeugt wird, Probleme der Zeit – ein ganzer Katalog von Bemerkenswertem ließe sich aus unseren Leserantworten zusammenstellen, Bemerkenswertes, das fast alle der hier zu Wort Gekommenen an den Büchern sowjetischer Autoren hervorheben. Welche Erlebnisse hatten und haben nun Sie selbst, liebe Leser, mit sowjetischer Literatur? Welche Art von Büchern bevorzugen Sie? Solche, die sich mit dem Alltag befassen, mit den großen Themen unserer Zeit oder die sich mit der Vergangenheit beschäftigen, mit Zukunft und Utopie oder gar mit Märchenhaftem, Phantastischem? Schreiben Sie uns, teilen Sie uns Ihre Erlebnisse und Erfahrungen mit Sowjetliteratur mit! Seien Sie kritisch, geizen Sie aber auch nicht mit Anerkennung! Greifen Sie zur Feder und äußern Sie sich zu unseren Fragen 1–4.

Wir erwarten Ihre Antworten, Ihre Gedanken. Schöne Preise sind für die anregendsten, interessantesten Zuschriften ausgesetzt.

15 BUCHPREISE wie eine zehnbändige Gesamtausgabe der Werke von Iwan Turgenjew, eine Auswahl Sowjetliteratur in Exlibris-Bänden, reich illustrierte Bücher von Michail Bulgakow und Michail Prischwin, ein Bildband „Orientalische Kelims" oder „Pioniere der sowjetischen Architektur", die Bildbiographie „Konrad Wolf".

10 GELDPREISE à 100 MARK.
Darüber hinaus ist jeder Einsender durch seine Zuschrift obligatorisch an der Auslosung unseres großen Literaturpreisausschreibens beteiligt, das im September beginnt und MIT EINER REISE der Gewinner in das literarische Moskau endet.

Wenn Sie dabei sein wollen, schreiben Sie unter dem Kennwort: STAMMKUNDSCHAFT – SOWJETLITERATUR an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10

Die Redaktion

Nichts scheint geschehen. Und doch lastet etwas auf der Seele. Ruslan Kirejew und Anatoli Kim führen ihre Ich-Erzähler an eine Grenze, da sie erkennen, daß sich die Zeit nicht zurückdrehen läßt; daß gedankenlos Verletzungen entstehen können, die unsere Nächsten von uns entfernen. Die Kompliziertheit der menschlichen Beziehungen in der alltäglichen Welt ist ein wichtiger Gegenstand in der „Literatur der Vierzigjährigen". Der Verlag Volk und Welt stellt ihre interessantesten Vertreter in Anthologien und kleinen Romanen vor, die Aufmerksamkeit verdienen.

Der entscheidende Schritt zum geordneten Privatleben

Ruslan Kirejew

Auch in jungen Jahren war's mal dicke gekommen wie jetzt, doch da hatte er wenigstens gewußt, worin seine Schuld bestand, und gesehen, aha, das war Murks, nun löffel's aus; aber hier war er rundum sauber, konnte keiner was aussetzen. Olga, der fiel ein Stein vom Herzen: eigene Familie – eigene Sorgen; denn er ging ihr auf die Nerven. Daß er sie mit nichts behelligte, keine Bitte, keine Klage all die Jahre, besagte nichts, gar nichts. Mit seinem friedlosen einsamen Dasein war er einfach lästig. Einmal im Leben fröhlich sein, einmal alles vergessen, so richtig in Fahrt kommen! Aber wie sollte man das, wenn der Vater wie ein Hagestolz dasaß, wenn ihm der Sinn nicht im mindesten nach Feiern stand? Nicht heute und morgen jedenfalls! Am liebsten verkröche er sich in den entferntesten Winkel, um niemandem auf die Nerven zu gehen, vor allem der Tochter nicht. Aber wohin? Sie wußten doch sowieso, er lebt, atmet, denkt an was, hat's schlecht; dabei ging's ihm gar nicht so schlecht, wie sie annahmen. Obwohl – gut ging's ihm natürlich auch nicht. Sie hätten ihn beinah mit der Nase drauf gestoßen, auf sein dauerndes Alleinsein, machten auf witzig, und er konterte lau, auch mit Späßchen, doch im Innern ärgerte er sich. Was scherte sie's? Mußten sie dreinreden? Nur der Leute wegen war's ja nicht gewesen. Es hatte ihn keiner mit Gewalt zum Standesamt gezerrt. Er war von allein gegangen, einfach weil er die Frage nicht beantworten konnte: Warum eigentlich nicht? Schura war dahin und kam nicht wieder auf diese Welt. Ihr fügte er mit dem, was er tat oder unterließ, nichts zu. Früher hätte er daran denken müssen, früher sie hegen und umsorgen. Früher. Schura war dahin und kam nicht wieder. Die erste Zeit war er so bedrückt, daß er nicht frei atmen konnte. Jetzt gehörte der Schmerz schon irgendwie dazu und quälte ihn nicht mehr so sehr. Bloß eines konnte Stonzew nicht begreifen: Über fünf Jahre war's nun her, der Schmerz hatte nachgelassen, aber leichter war's nicht geworden. Eher schwerer, so als fehle ihm dieser bohrende Kummer. Manchmal konnte er's in seiner Höhle, wie Dima Filatow die Zwei-Zimmer-Wohnung zu Recht nannte, nicht mehr aushalten. Nicht daß er sich so wegen Schura abhärmte, nein, er hielt's eben einfach nicht aus, hätte losheulen mögen. Besonders früh, wenn er im Morgengrauen aufwachte und zum großen Fenster schielte, hinter dem es eben erst zu dämmern begann. Seit Schuras Tod zog er nachts nicht mehr die Vorhänge zu, er ertrug es nicht. Sie hatte die Gardinen, immer mit den Ringen scheppernd, vorgezogen, ehe sie Licht machte; dabei gab es im vierten Stock nichts zu verschanzen. Wo immer er nun dieses Klimpern von Gardinenringen hörte, lief es ihm kalt den Rücken runter. Deutlich, als hätte einer mit einem feuchten Lappen über blindes Glas gewischt, tauchte vor ihm das Bild auf, wie sie die Gardinen aufgehängt hatten. Schura auf dem Stuhl und er artig danebenstehend, wie er ihr dies und das zureichte und von unten auf ihren entblößten Hals in dem adretten Krägelchen sah.

Stonzew stockte das Herz. Wie wenig hatte er sie in den vierundzwanzig Jahren angesehen. Hatte dagesessen und in die Röhre geglotzt, während sie in der Küche mit dem Geschirr hantierte. So hiev doch deine hundert Kilo hoch, geh und schau sie an, schau sie bloß mal an und mach wieder kehrt! Der Fußball läuft dir nicht weg. Nicht daß er zu bequem gewesen war, es war ihm einfach nicht in den Sinn gekommen. Es klang viel: vierundzwanzig Jahre, ein ganzes Leben. Und wie schnell war es vertan! Das Traurigste dabei war, daß sie nicht die Hauptstrecke gewählt hatten, sondern auf Rangier-, auf Nebengleisen stehengeblieben waren. Die ganze Zeit hatten sie sich nur mit der Zusammenstellung des Zuges abgegeben, ohne sich je von der Stelle zu rühren. Dazu war's nicht mehr gekommen. Und wie hätte er mit Schura leben können, hätten sie nur gleich abgepfiffen, und los! Ist es jetzt nicht das gleiche? ertappte sich Stonzew, ein ständiges Pendeln, sich Einrangieren, nur nicht mit Schura, sondern mit Tatjana? „Ißt du Sauerampfersuppe mit Ei? Oder..." Schura hatte nie gefragt, sie hatte von ihm mehr gewußt als er selbst. „Laß das Rauchfleisch, es bekommt dir nicht!" Er hatte keine Ahnung, was ihm nicht bekam und weshalb nicht. Selbst zum Schluß, als alle Bescheid wußten, sollte er als einziger nicht daran glauben. Mit seinen braunen, vor Angst zitternden Fingern rupfte er die spritzende Apfelsine auseinander und steckte ihr die in seinen Pranken so kümmerlich wirkenden Scheiben zu, während sie mit gequältem Blick auf seinen Mund deutete, damit er sie selbst äße. Er liebte Früchte und Süßigkeiten wie ein Kind, besonders Lutscher. Die hatte sie ihm angewöhnt, als er zu rauchen aufhörte. Wo sie die nur immer her hatte? Er hatte sie noch in keinem Geschäft gesehen. Jetzt rauchte er wieder, aber wenn er Tatjana mal bat, Zigaretten zu kaufen, fragte sie prompt, welche. Ungewollt verglich Stonzew Tatjana mit Schura, und ihm wurde ganz mulmig dabei. Er wollte Schura für sich und Tatjana für sich und auch zwei Stonzews, einen früheren mit Schura und einen jetzigen mit Tatjana. Das ging aber nicht. Er war eins, er hatte nicht aufgehört, als Schura nicht mehr da war, sondern weitergemacht. Weitergemacht und sich bis zu Tatjana geschleppt. Nun waren sie zu dritt, er, Schura und Tatjana, aber davon ahnte sie natürlich nichts. Es war beinah, als betrüge er Tatjana. Deshalb hatte er schon oft Anlauf genommen, ihr alles zu erklären. Aber ihn störte, daß er vor Tatjana so sauber dastehen wollte, während es bei Schura ganz anders gewesen war. Wieviel hatte er sich in den vierundzwanzig Jahren zuschulden kommen lassen! Mit gesenktem Blick, um seine besoffene Visage nicht sehen zu müssen, hatte sie ihm leise gesagt: „Zieh die Schuhe aus", sich in ihrem Hauskittel hingehockt und seine Schnürsenkel gelöst, mit denen seine dicken und zudem alkoholisierten Finger nicht zurechtkamen. Hier, das wußte Stonzew, war nichts zu machen. Er würde doch Tatjana zum Ausgleich für Schura keinen Kummer bereiten! Außerdem machte ein Unrecht das andere nicht ungeschehen; es war und blieb. So sah es nämlich aus: Der Mensch starb, aber das Unrecht, das man ihm angetan hatte, ließ sich nicht aus der Welt schaffen. Das alles hätte Tatjana wissen sollen, auch daß er unsicher war, selbst nicht wußte, was er vom Leben erwartete, und überhaupt –, aber kaum hatte er sich ein Herz gefaßt und legte los, da fingen ihre schwarzen Äuglein an, erschrocken umherzuirren (die grauen Haare wie Folie, kein lebendiges dabei!) und ihr Mund wollte lächeln und konnte es nicht. Es war ein Anfangen und Abbrechen, Anfangen – Abbrechen. Stonzew litt. Traurig und alleingelassen, senkte er die Lider, während sie außer Fassung geriet: „Fehlt dir was, Wassja? Vielleicht habe ich sie gekränkt? Habe ich was falsch gemacht? Was falsch hingestellt? Oder...? Sag mir's doch, ich versteh's ja. Sie war die Hausherrin hier, das versteh ich doch." Wut kam auf in Stonzew, aber er hielt den Blick gesenkt, aus Angst, sich zu verraten. „Womit denn gekränkt? Sie ist tot! Sechs Jahre schon. Nicht sechs, es fehlten noch zwei Monate und siebzehn Tage. Daß er aufgerundet hatte, durchzuckte ihn schmerzhaft wie glühendes Eisen. Tatjana tat ihm leid, er begriff, daß sie litt. Also keinen Mucks, lieber hielt er den Mund. Und Schura? Hätte er ihretwegen etwa solche Umstände gemacht? Schura hatte er so manches zugemutet. Grundlos hätte sie ihm keine geklebt, da mußte er schon was von sich gegeben haben. Sie hatte ihm eine gelangt, sich umgedreht und war gegangen, und hinten im schwarzen Haar schimmerte der hohe beinerne Kamm; das war geblieben, aber was er gefaselt hatte, war weg. Tatjana schlug nie zu, da konnte er sagen und machen, was er wollte, und daher war sein Mitleid mit Tatjana noch größer. Wenn sie einem den zweimal nachgezählten Lohn vor die groben ölverschmierten Hände legte, blickte sie einem stets von unten ins Gesicht, flüchtig nur und eher zaghaft, als wäre sie anders als all die anderen mit Familie, die

zu Hause erwartet wurden. „Wollen Sie Kleines oder alles in Zehnrubelscheinen?“ Keinem stellte sie je eine weitere Frage, jedenfalls hatte Stonzew nicht dergleichen gehört, und niemanden sah sie an wie ihn, auch kurz zwar, aber mit einem traurigen, verständnisinnigen Blick. Nein, Tatjana schlug nicht zu, aber er sagte und tat auch nie etwas, wofür er eine verdient hätte. Das machte sein Schuldgefühl gegenüber Schura noch größer. Auch weil er Tatjana so rücksichtsvoll behandelt und die Lider nicht gehoben hatte aus Angst, sie mit Blikken zu verletzen, und weil er neuerdings so überaus verständnisvoll war und Schura davon nicht ein Gramm abbekommen hatte. Tatjana verstand ihn nicht und ängstigte sich: „Sag's doch, behalt's nicht für dich, ist doch besser. Ich weiß, was dir Schura bedeutet hat. Ich... Gut, gut, ich hör schon auf. Hier, wechsle die Socken.“ Traurig schweigend hockte er sich auf einen Stuhl und empfand es als wohltuend, seine greisenhafte Schwerfälligkeit zu spüren, das Ächzen zu hören, mit dem er sich vorbeugte, um die frischen Socken anzuziehen.

Aus „Der verirrte Autobus“, deutsch von Christel Makarowa

In die Blaubeeren

Anatoli Kim

Ständig empfinde ich eine Art Schuld vor denen, die meine unsterbliche Seele lieben, dabei ist sie gar nicht unsterblich, ich weiß es. Folglich muß ich es irgendwie fertiggebracht haben, diejenigen, die mir grenzenlos vertrauen, zu täuschen, oder sie haben sich in ihren besten Gefühlen geirrt. Was kann höher sein als die dankbare Liebe der Leser zu ihrem Schriftsteller, dessen aufrichtiges Wort ihr Herz erreicht? Ich selbst liebe ja meine auserwählten Schriftsteller, wie ich sonst nie jemand geliebt habe, und immer dann, wenn mich ihre Kunst gefangennimmt, stelle ich von neuem fest, daß sie lebendiger als die lebendigen sind, diese erstaunlichen Menschen, von denen viele bereits als tot gelten und deren Geburts- und Sterbedaten die ganze Welt kennt.

Ja, aber wie ist es mit mir? Welches Mißverständnis hat zuwege gebracht, daß ich mich Schriftsteller nenne? Sehen mich meine Leser denn zumindest in gewissem Maße mit dem Glorienschein der unsterblichen Olympier?

Solche Gedanken etwa suchten mich heim, als ich in der feuchten Waldeskühle, wie im Gebet kniend, Blaubeeren sammelte. Die Tatzen der niedrigen Sträucher trugen reichlich, und wenn ich einen Zweig anhob und umdrehte, boten sich meinen Augen mehr Beeren als Blätter dar. Blaubeeren wie gesät, und von bester Qualität. Steck die Nase in die Sträucher und sammle, was das Zeug hält. Und das tat ich in stummer Wehmut, während meine Knie das weiche grüne Moos niederdrückten.

Es macht Spaß, Beeren zu sammeln, wenn sie reichlich vorhanden sind. Unmerklich zieht dich die einförmige friedliche Arbeit in ihren Bann, im Wald herrscht eine besondere Zeit, und du wirst nicht gewahr, wie die Minuten und Stunden der sonst von Uhrenmechanismen bestimmten Zeit verstreichen, plötzlich kommst du zur Besinnung und stellst verwundert fest, daß sich deine Augen mit Tränen gefüllt haben, die Brust ist dir eng, ein schweres Stöhnen entringt sich ihr – da hat die Seele den Waldrausch, in dem du dich befindest, genutzt und ist geschwind in die uralte Heimstatt des Kummers entflohen.

Meine Gedanken vermischten sich mit früheren Visionen, das heißt, die Gegenwart verschmolz mit der Vergangenheit – und die Zeit schien ganz und gar aufgehoben. Auf sonderbare Weise trat plötzlich ein gründlich vergessener Vorwurf aus dem Dunkel und dem Nichtsein, stellte sich auf das Proszenium meines leis flimmernden Lebens und zwang mich mit festem Blick, vor dem Gericht des Gewissens und des Grams auszuharren.

Und nahebei schüttete meine Frau, die Ursache des unerträglich brennenden Gewissensgerichts, Blaubeeren aus dem Becher in die Kanne. Ich betrachtete sie beinahe befremdet – und während ich an der fürchterlichen Schuld litt, späte Reue mich marterte und ich ob der Unmöglichkeit, das Getane wiedergutzumachen, beinahe weinte, nahm ich ihre leibhaftige Gegenwart ziemlich gleichgültig hin.

Sie war tief in das Blaubeerfeld vorgedrungen; weil sie sich zum Pflücken hingehockt hatte, sah ich nur ihre von der Jeansjacke umspannten Schultern und den Kopf mit der keck in die Stirn geschobenen Schirmmütze, unter der das lange schwarze Haar hervorquoll.

Wir waren am Morgen, wenn auch nicht sehr zeitig, in die Beeren aufgebrochen; die Dorfleute hatten die Heumahd glücklich beendet und zogen, um sich zu erholen, ebenfalls einzeln oder in kleinen Gruppen zum Wald. Nur im Haus des dauernd schimpfenden und randalierenden Iwan Stepanytsch war der Teufel los – aus dem geöffneten Fenster schallten Gezänk und Geschrei, der lispelnde Stepanytsch brüllte: „Hau ab! Du hast nicht das Recht! In den Kämpfen am Chassan-See wurde ich verwundet! Ich hab keine Angst vor dem Tod!“ Und dann verallgemeinerte er kühn: „Ein Sowjetmensch hat keine Angst vor dem Tod!“

Ich ging neben meiner Frau, und als wir vor dem Dorf auf die zu beiden Seiten von Stangen eingezäunte lange Trift kamen, nahm ich, in Gedanken versunken, mechanisch ihre kleine starke, vom Waschen und von der Hausarbeit harte Hand. Den Kopf gesenkt, überlegte ich: Hat der Sowjetmensch tatsächlich keine Angst vor dem Tode, oder ist er wie jedermann auf der weiten Welt, und macht sich Stepanytsch folglich ganz unnütz kaputt?

In dieser philosophischen Stimmung betrat ich den Wald. Neben mir schritt die Frau, die gemeinsam mit mir alle Unbilden meines Schriftstellerweges getragen und mir zwei Kinder geboren hatte – sie hätte mir auch fünfmal mehr gebären können... Doch einmal hatte ich sie furchtbar gekränkt.

Das war ein paar Jahre zuvor passiert und ebenfalls beim Blaubeerenpflücken. Ich hatte meine Frau zu einer Stelle am dichten Kiefernwald geführt, wo rotbraune Ameisenhaufen wie kleine Heuschober ragten. Nahebei breitete sich ein runder grüner Sumpf, auf dem da und dort klare Wasserfensterchen blinkten. Nachdem ich meinen Regenmantel und den weithin sichtbaren hellen Teekessel an einen hohen Ast gehängt hatte, schärfte ich meiner Frau ein, hier in der Nähe Beeren zu pflücken und, falls sich die Ausbeute als zu gering erwies, nur Kreise beim Sumpf zu ziehen, damit sie, die den Wald nicht kannte, sich nicht verirrte. Ich selbst ging mit meinem Korb zum Entensumpf, um nachzusehen, ob es dort Steinpilze gab.

Ich fand sie an ihren Lieblingsplätzen, wurde vom Jagdfieber gepackt, und ehe ich es merkte, waren ein paar Stunden verstrichen. Den Korb fast bis zum Rand mit mattbraunen Steinpilzen gefüllt, lief ich zu der gekennzeichneten Stelle zurück. Ich brannte vor Ungeduld, mit meinem Reichtum zu prahlen.

Doch als ich den runden Sumpf und mühelos auch die Merkzeichen gefunden hatte, rief ich meine Frau vergeblich. Sie war wie vom Erdboden verschluckt. Zweimal umrundete ich den Sumpf und war bald heiser vom unaufhörlichen Rufen. Da ich keine Antwort erhielt, beschlich mich Angst.

Die Wälder von Mestscherski sind dicht und urwüchsig, und im dunklen Dickicht verstecken sich gefährliche Moraste. Folgt man den alten, mitunter völlig überwucherten Wegen, so kann man gehen und gehen, irrt man aber bei trübem Wetter umher, so passiert es, daß man im Bodenlosen spurlos verschwindet. Meine Frau, die sich über all dieses nicht im klaren war, hatte mir nicht gehorcht und sich leichtsinnig entfernt.

Aber wohin und in welcher Richtung? Wo sollte ich sie suchen? Ich trabte den erstbesten Pfad entlang, kam an den rotbraunen Ameisenhaufen vorbei und rief unablässig mit einer Stimme, die mir selbst fremd war.

Nach einer Weile war mir, als würde in unwahrscheinlich weiter Ferne kaum hörbar geantwortet. Ich blieb stehen und spitzte wie ein Hund die Ohren. Aber nichts störte die große Stille, nirgends schien auch nur das schwächste Rinnsal eines Lauts in sie hineinzusickern. Und dennoch war da ein Tönen jenseits des Schweigens von Moos und Kiefern – zweifellos etwas Lebendiges, Vertrautes, Liebes... Das Tönen war leiser als Mückengesumm, wurde aber immer deutlicher und kraftvoller.

Wenig später standen wir uns gegenüber. Meine Frau war nicht im mindesten verschüchtert, sondern aufreizend unbekümmert, rotwangig und munter. Ich hätte mich freuen sollen, denn unser Leben ist kurz, und es lohnt nicht, die Menschen, die wir lieben, grundlos zu betrüben, aber jäh packte ich sie beim Ohr – die Wut erleichterte mich – und drehte es.

Oh, wäre doch lieber meine Hand verdorrt, dachte ich jetzt, einige Jahre später, als ich mich erinnerte, wie erstaunt – wiederum keine Spur von Furcht – und vorwurfsvoll verwirrt mich ihre mit Tusche nachgezogenen Augen ansahen. Ich bereute aufrichtig, und selbstverständlich wurde mir verziehen, obwohl – so dachte ich jetzt, da ich andere Blaubeeren, Blaubeeren späterer Jahre sammelte – sie allein an allem schuld war, denn nicht sie, sondern ich hatte damals äußerst dramatische Minuten erlebt und entsetzliche Angst gehabt.

Verblüfft betrachtete ich sie – sie war zerzaust, ihr Mund schwarz vom Beerensaft; mit großem Fleiß, eine ihr vom Himmel geschenkte Charaktereigenschaft, pflückte sie die Waldbeeren. Als habe sie meine Gedanken erraten, zwinkerte sie mir liebevoll zu.

Nein, dem olympischen Stamm der Unsterblichen konnte ich nicht angehören, schon deshalb nicht, weil ich gewagt hatte, die ehrenwerte Mutter meiner Kinder wie ein kleines Schulmädchen am Ohr zu zie-

Fortsetzung Seite 41

K. Sebart

Frühjahrsputz

Wenn ich einen freien Tag oder Urlaub habe, so könnte ich doch, so scheint es mir, beliebig lange schlafen, mich wohlig unter meiner Decke strecken. Aber nein! Wie ein Frühlingsgewitter kommt sie auf mich zu und reißt die Decke fort: „Steh auf, nimm den Besen in die Hand, sauge die Teppiche, gieß die Blumen!“ Immer wieder versuche ich, sie zu überzeugen: „Stell dir vor, ich läge im Augenblick gar nicht im Bett, sondern wäre auf einer Expedition – am Nord- oder Südpol. Ich könnte mich auch auf dem Flug zum Mars befinden, kurz gesagt, an einem ganz anderen Ort als hier im Bett. Dann wäre ich überhaupt nicht in der Lage, aufzustehen, den Besen in die Hand zu nehmen, Teppiche zu saugen und Blumen zu gießen!“ Aber sie begreift nicht. Sie kann meinen Vorstellungen einfach nicht folgen. Herzlos zieht sie mir die Decke weg und erwidert kalt: „Du bist aber hier!“
Es ist ein Elend, wenn eine Frau nicht einen Tropfen Phantasie besitzt!

Aus „Newa“, übersetzt von Kyra Reichardt

Johannes Conrad

Elvira, komm ins Sturmgebraus!

Elvira, reich die Kanne mir!
Ich will die Bäume ölen.
Die knarren wie die Kellertür,
Elvira – die krakeelen.

Und wie die Wolken brodeln, he!
Hier fegt wer den Planeten.
Heut fahren wir zum Müggelsee
und hörn den Sturm trompeten.

Elvira, zieh dein Nylon aus!
Wirf ab die dünnen Fummel!
Wir stürzen uns ins Sturmgebraus,
du, meine süße Hummel.

Ziehn Anorak und Stiebel an
und warme Schlüpper, Kleine!
Der Sturmwind ist ein wilder Mann,
beißt gern in runde Beine.

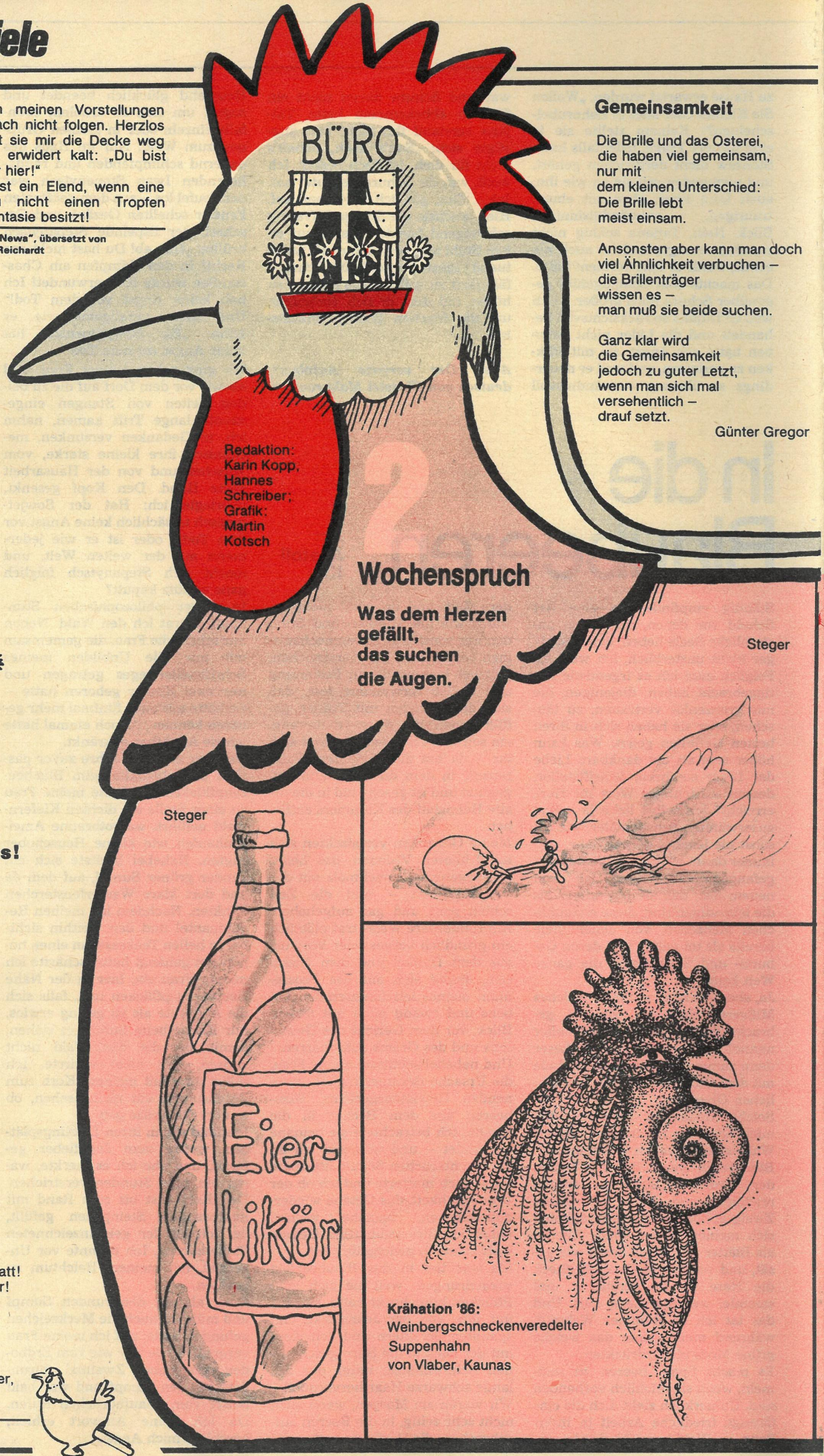
Hörst du ihn blasen, diesen Hund?
Hörst du das Mistvieh tosen?
Mein Gott, sind deine Hüften rund!
Zieh an die wollnen Hosen!

Mensch, biste fest und rund und glatt!
Mensch, biste blank, Mensch, Meier!
Wohl dem, der solche Formen hat.
Wie lauter Ostereier.

Was ist bloß alles rund an dir,
mein Engel, du, mein strammer?
Mein Gott, ich glaub, wir bleiben hier,
Elvira, in der Kammer!

(Aus: „Lindenbaum“, Eulenspiegel Verlag)

Das Huhn hat die Kraft im Flügel, der Hahn hat sie im



Gemeinsamkeit

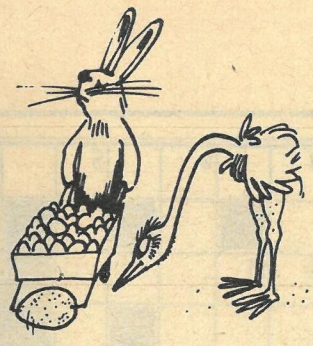
Die Brille und das Osterei,
die haben viel gemeinsam,
nur mit
dem kleinen Unterschied:
Die Brille lebt
meist einsam.

Ansonsten aber kann man doch
viel Ähnlichkeit verbuchen –
die Brillenträger
wissen es –
man muß sie beide suchen.

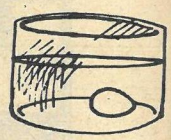
Ganz klar wird
die Gemeinsamkeit
jedoch zu guter Letzt,
wenn man sich mal
versehentlich –
drauf setzt.

Günter Gregor

Was man sucht, es läßt sich finden; was man unbeachtet läßt, entflieht. Sophokles

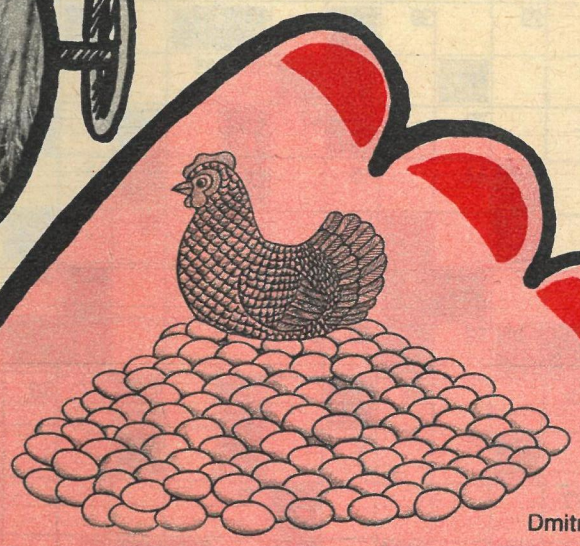


Wer wird von allen hochgeschätzt?
Der Farbenkünstler! Und mit Grund!
Er macht uns diese Welt so bunt.
Wilhelm Busch



Wer sucht, der findet oft mehr, als er zu suchen ging. Molière

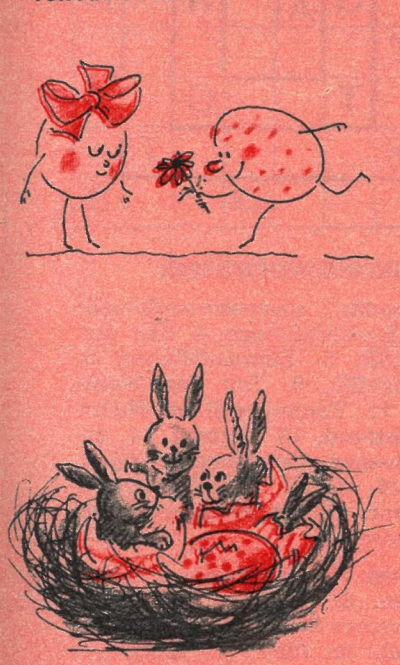
Schmidt

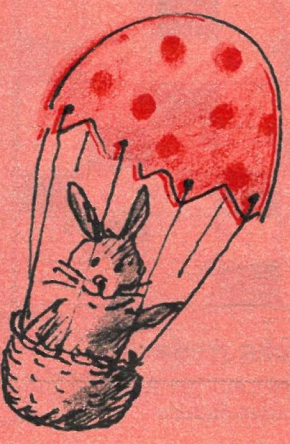


Dmitrijew, Moskau

Was hat der Hase gebeichtet?
Gar zu wild ist mein Sinn.
Manchen hab ich geschrecket,
manchen zu Boden gestrecket,
seit ich ein Hase bin.
Friedrich Rückert

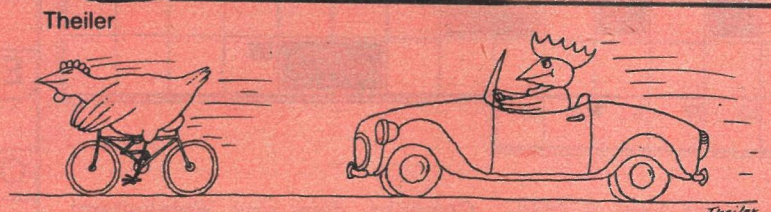
Eiergerücht
von Anneliese Dörck



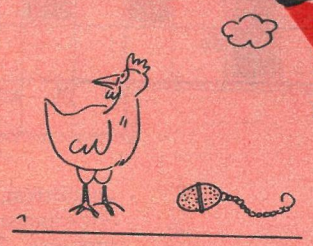


Das gelegte Ei läßt sich nicht korrigieren.

Theiler

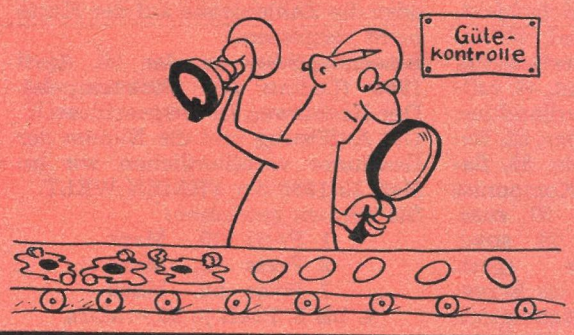


Theiler



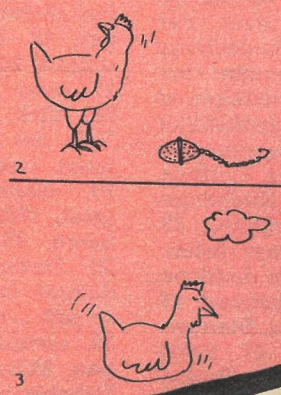
Neumann

Tzatchev, Gabrovo



Weiß

Conrad



Ein ungelegtes Ei ist ein sehr unsicheres Ei.

Osterwasser und Hasenpfeffer

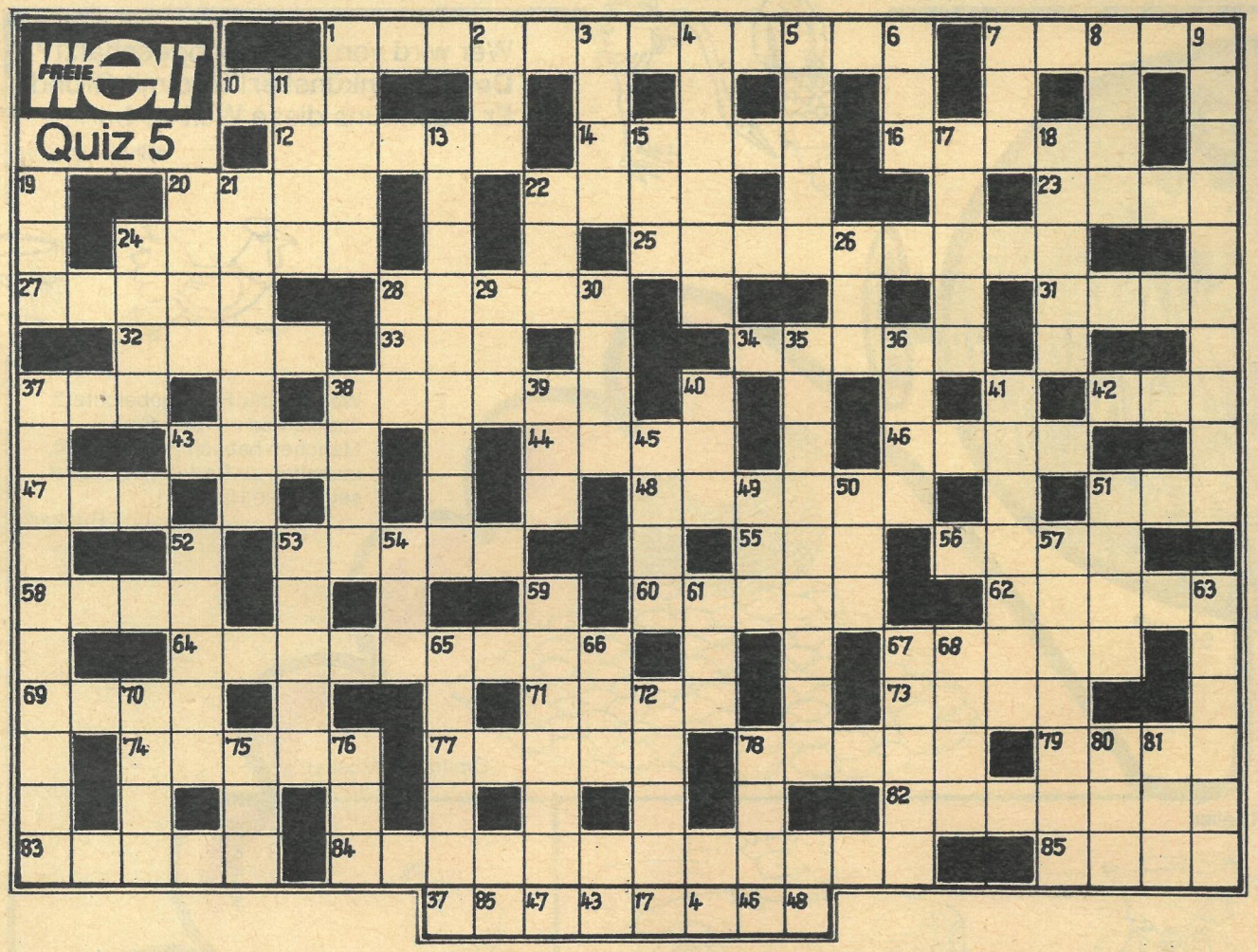
Dasselbe Wasser macht
Hühner weich
und Eier hart.

Den Schüchternen
macht auch ein Hase
verlegen.
kaukasisch

Ein Nest ohne Junge wird bald kalt. Nexö

und erzeugt Löwen. Hebbel

Man kann keine Omelette machen, ohne Eier zu zerbrechen. Balzac



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. bedeut. sowj. Schauspieler u. Filmregisseur, 7. Angehöriger eines sowj. Turkvolkes, 10. Zeichen, 12. Zupfinstrument, 14. griech. Insel, 16. äußere Baumstammhülle, 20. geht der Ernte voraus, 22. Kopfbedeckung des Soldaten, 23. ostrumän. Regionshauptstadt, 24. Scheitelpunkt des Himmels, 25. russ. Schriftsteller (1814–1841), 27. Industriegemeinde u. Großkraftwerk im Bez. Cottbus, 28. Tagesabschnitt, 31. Kuchengewürz, 32. dichterisch: Frühling, 33. Tongeschlecht, 34. bayr.-österr. svw. Sahne, 37. gehörnte Antilope, 38. Spezialuhr, 42. Lebensbund, 43. Fluß durch Leningrad, 44. Standvogel, 46. Stoffumschlag, 47. Erfüllungsstand, 48. Abfluß des Baikalsees, 51. korean. Währungseinheit, 53. Nebenfluß des Dnepr, 55. engl. Biersorte, 56. Amtstracht, 58. fruchtbarer Wüstenstrich, 60. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 62. Spielbestimmung, 64. russ. Komponist (1836–1910), 67. Heidekraut, 69. schmale Durchfahrt, 71. Stille, 73. Mädchenname (Kurzf.), 74. Eiland, 77. Angehöriger eines Volkes im Westen der UdSSR, 78. Verkaufsraum, 79. Truppenspitze, 82. svw. eintönig, einförmig, 83. früheres russ. Wegemaß, 84. russ. Porträtmaler (1757–1825), 85. Beinteil.

Senkrecht: 1. Organ höherer Pflanzen, 2. schöttischer Fluß zur Nordsee, 3. Blume, 4. Weißgebäck, 5. Geburtsort Theodor Storms, 6. Heilverfahren, 7. Klang, Laut, 8. Mädchenname (Kurzf.), 9. russ. Klaviervirtuose, Komponist und Dirigent (gest. 1894), 11. Gebirge im S der Kirgisischen SSR, 13. Marschall der Sowjetunion (1894–1949), 15. das Universum, 17. kleines Raubtier, 18. Ruhemöbel, 19. Bergeinschnitt, 20. südfranzös. Hafenstadt, 21. sowj. Psychologe (1907–1972), 22. türk. Herberge, 24. afrikan. Volk der Bantu-Sprachfamilie, 26. feierl. Gedicht, 28. Abschiedsgruß, 29. deutscher Volksliedsammler (gest. 1883 in Berlin), 30. Frauenname, 35. russ. Volksinstrument, 36. Farbton, 37. russ. Komödiendichter des 18./19. Jh. („Verstand schafft Leiden"), 38. Handelsobjekt, 39. metallhaltiges Mineral, 40. japan. Münzeinheit, 41. Verfasserin, Urheberin, 45. Geldinstitut, 49. luftförmiger Körper, 50. Nordlandtier, 51. Stern im Sternbild Leier, 52. Bewegungsform der Materie, 53. flache Beule, 54. tschech. Komponist und Geiger (gest. 1935), 57. russ. Chemiker (1827–1911), 59. sowj. Dokumentarfilmregisseur (gest. 1954), 61. Industriestadt im Erzgebirge, 63. senkrechter Mauerstreifen, 65. Donaunebenfluß, 66. Zorn, Rage, 67. trop. Harzart, 68. oberital. Fluß zur Adria, 70. Habsucht, 72. Schiffshinterteil, 75. Satz, Serie, 76. Anerkennung, 78. russ. Männername, 80. griech. Buchstabe, 81. das Lebensende.

Es sieht aus wie Wein, schmeckt wie Wein und ist „aus Wein gefertigt" – so besagt es der Name des Getränks, dem eine Weinkelterei im schönen Georgien den Alkohol bis auf einen Rest von 0,5 Prozent entzogen hat!

Sie, liebe Rätselfreunde, können den einheimischen Namen besagten Getränks als Lösungswort dieses Rätsels finden.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 5 oder die Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen!

Einsendeschluß ist der 16. April 1986 (Datum des Poststempels). Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 10/1986 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25,– Mark

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der Endbuchstabe auszutauschen, so daß andere Begriffe entstehen:

Pest – Kali – Maul – Ball – Born – Salben – Rost – Wahl

Die neuen Endbuchstaben ergeben die Bezeichnung für ein glasiges Vulkangestein.

Wörterband

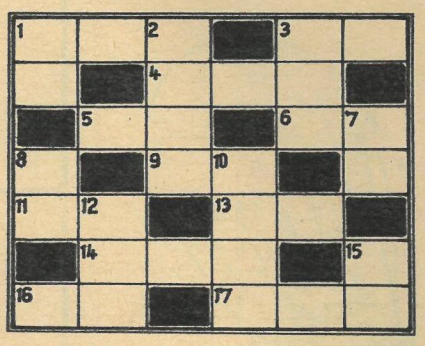
Von außen nach innen: Volkstanz – europ. Hochgebirge – Brutstätte – kleine Heringsfische – Männername – Grünfläche – Blume – Netzhaut des Auges – ein Grundnahrungsmittel – größtes Tasteninstrument – Pripjatnebenfluß – Bootswettfahrt – Künstlergehalt – Geliebte des Zeus.

Von innen nach außen: Operettengestalt aus „Die Fledermaus" – sogenannter schwarzer Bernstein – Abschnitt der Woche – Hausflur – lebhaftes Musikstück – große Einfahrt – rumän. Währungseinheit – Fluß im Kaukasusvorland – deutscher Gartengestalter (1789–1866) – französ. Schriftsteller und Philosoph („Die ehrbare Dirne") – dichterisch: Brunnen – USA-Stadt nordwestl. von Oklahoma-City – Wanderpause – Alpenhirt – Wagendecke – Habsucht.

Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. sogenanntes Neusilber, 3. Bleistifteinlage, 4. Bier aus der ČSSR, 5. Zimmerpflanze, 6. Blumengefäß, 9. Teil des Weinstocks, 11. Tonintervall im Neunstufenabstand, 13. Vortrag, 14. armenisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1964), 16. männl. Schwimmvogel, 17. histor. Gebiet beiderseits der Westpyrenäen.

Senkrecht: 1. Lebensjahre, 2. Haarröhrchen, 3. römische Göttin, 7. Teil mancher Schiffe oder Boote, 8. lateinisch: im Jahre, 10. Dneprnebenfluß, 12. süditalien. Hafenstadt, 15. Verpackungsgewicht.



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird „ein ins Auge gegangenes Getreideteilchen".

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Amt. Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.

Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
*
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand
der Gesellschaft für
Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann

Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

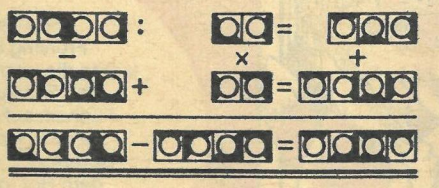
1. Speisefisch, 2. schweizer. Kantonshauptstadt, 3. genialer norweg. Mathematiker (1802–1829), 4. Klostervorsteher, 5. Operettengestalt aus „Die Fledermaus", 6. Schiffsbaustadt a. d. Elbe/DDR, 7. Schriftstück, 8. das Universum, 9. sowj. See in Mittelasien, 10. patriot. deutscher Schriftsteller des 19. Jh., 11. Brotzutat, 12. Sitzbadebecken, 13. Gutschein, 14. Flachland, 15. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 16. Hast, 17. Schwung, 18. Lasttier, 19. engl. Schulstadt, 20. die Monatsmitte im altrömischen Kalender, 21. Harzflüßchen, 22. See in Finnland, 23. Staat in Vorderasien, 24. nordwesteurop. Inselvolk, 25. Mädchenname, 26. Sportboot, 27. Nische vor Hochgebirgsgipfeln, 28. Gespinsthülle, 29. sowj. Fluß z. Kaspisee, 30. deutscher Physiker (gest. 1960), 31. Ton, Klang, 32. inneres Organ, 33. Windschatten, 34. Vakuum, 35. starke Schnur, 36. Zwiebelblume, 37. asiat. Wasserrose, 38. eisenanziehender Körper, 39. Monatsname, 40. Schandfleck, 41. Zeichen, 42. Zeichnung im Holz, 43. rillenförmige Vertiefung, 44. arab. Männername, 45. svw. rein, unverfälscht, 46. Preisnachlaß, 47. Vorgebirge, 48. Mädchenname, 49. alphabet. Verzeichnis, 50. Leiter einer Hochschule, 51. Fischeier, 52. Farbton, 53. gekörntes Stärkemehl, 54. leichter Schuh, 55. südfranzös. Hafenstadt, 56. Riemenwerk der Zugtiere, 57. Studentenblume, 58. angeborene Begabung, 59. Verpackungsgewicht, 60. stufenförmige Erhebung, 61. jugoslaw. Staatsmann (gest. 1980), 62. ein Halbedelstein, 63. unruhiges Treiben, 64. Salben- oder Cremebehältnis.

Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist an gleicher Stelle ein weiterer Buchstabe hinzuzufügen, so daß sich andere Begriffe ergeben:
Pau – Oder – Hus – Aster – Aden – Ale – Kran – Posten – Luna – Taube
Die neu eingesetzten Buchstaben – nacheinander gelesen – ergeben den Namen eines deutschen Physikers und Optikers (1787–1846), der im Jahre 1815 im Sonnenspektrum die nach ihm benannten Linien entdeckte.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Vom Kern zum Wort

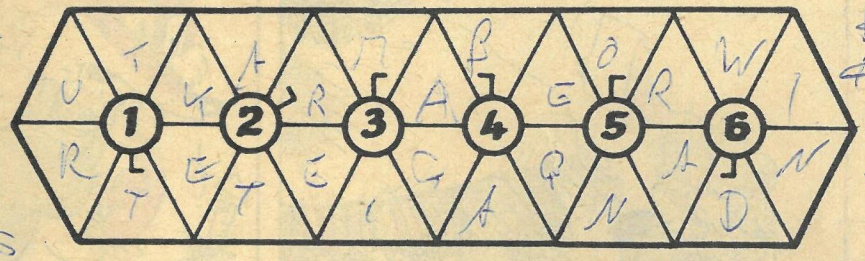
Waagerecht: 1. weltweit verbreiteter Vogel, 2. Gerade, die eine Kurve berührt, 3. Nichtleiter, 4. Staat auf der Pyrenäenhalbinsel, 5. Wartburgstadt, 6. oriental. Wasserpfeife, 7. Mädchenname, 8. Titel einer Novelle von Theodor Storm, 9. Stadt im S des Fernen Ostens der UdSSR, 10. Rohstoff (allgem.).

Senkrecht: Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für die Geldbeihilfe für Studenten.

1	P	E	R	L			
2	A	N	G	E	N		
3	S	O	L				
4	O	R	T	G	A	L	
5	I	S	E	N			
6	A	R	G				
7	O	R	O	T			
8	N	D	E	S	E	E	
9		U	R	I			
10	A	T	E	R			

Umstellrätsel

Jedes der folgenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben in einen anderen Begriff zu verwandeln:
Edam – Niere – Ralle – Igor – Enkel – Rot – Essen – Seni
Die Anfangsbuchstaben der neuen Begriffe – nacheinander gelesen – ergeben die Fachbezeichnung für das Erkennen und Feststellen einer Krankheit.



Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung:
1. Textberichtigung durch Überkleben, 2. Flugkörper; Geschoß, 3. Zauberkünstler, 4. svw. Gepäck, 5. Südfrucht, 6. engl. Naturforscher (gest. 1882).
Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben den Namen einer Stadt a. d. Zna (im zentralen Schwarzerdegebiet des europ. Teils der RSFSR).

Auflösungen aus Heft 6/1986

Kreuzgitter. Waagerecht: All (4), Mortadella (40), Tell (74), Emsen (17), delikat (13), Taktik (71), Tacitus (73), Eklat (15), Heiner (25), Nei (46), Ines (30), Ina (27), Stint (68), Irene (28), Feh (20), Ilberg (31), Ob (47), Miner (42), Narde (43), As (2), Keller (34), Rif (59), Regie (57), Ignaz (26), Ego (19), Neer (44), Ali (6), Rabatt (55), Inota (32), Gertrud (23), sauber (63), Stainer (68), Lerma (37), Anoa (9), Akroterium (8), Ase (11).

Senkrecht: Smetana (67), Orsk (50), Panik (51), SED (65), Alla (5), Laich (36), Petunie (52), Ale (10), Oma (49), Tete (75), Lette (38), Tati (72), Kiefern (33), Klin (35), Sen (64), Antillen (1), Raabe (54), Isen (29), Sibirien (69), Theke (76), Re (56), Ngara (45), Fis (21), OdF (48), Maser (41), Regatta (58), Riza (60), Li (39), Robeson (61), Gros (24), Diorama (14), Gag (22), Eider (16), Arta (3), Trias (77), Taler (70), Auer (7), Unke (78), Brie (12), Emu (18), Rad (53), Rot (62).

Um die Ecke gedacht: Herbstzeitlose.

Silbenrätsel: 1. Sake, 2. Pelle, 3. Raabe, 4. Einfall, 5. Edelweiß, 6. Arkona, 7. Tierpark, 8. Hagel, 9. Ebenholz, 10. Nenzen. – „Spreeathen", „Elbflorenz".

Magisches Quadrat: 1. Moder, 2. Onega, 3. Degas, 4. Egart, 5. Raste.

Wörterband. Von außen nach innen: Barrel, Lorelei, Setter, Epos, Argon, Nase, Dahlie, Keres, Igel, Eboli, Star, Atta, Ger.
Von innen nach außen: Regatta, Rat, Silo, Beleg, Isère, Keil, Hades, anno, Gras, Operette, Siele, Roller, Rab.

Füllrätsel: 1. Auster, 2. Nantes, 3. Krater, 4. Angabe, 5. Raglan, 6. Arnika. – Ankara.

Raten und Rechnen:

5825	:	15	=	395
–		x		+
733	+	254	=	987
5192	–	3810	=	1382

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 2) aus Heft 4/1986

Waagerecht: 1. Jenissej, 6. Papa, 9. Es, 12. Lome, 13. Uda, 15. Areale, 16. Kursus, 19. Raraka, 21. Iler, 24. Original, 26. Lefze, 29. Traverse, 34. Aar, 35. Avon, 37. Granne, 38. Ornat, 39. Transit, 42. Eroika, 44. Oil, 45. Neon, 47. k. o., 48. Drais, 51. Onon, 55. Kalb, 57. Alt, 58. Tree, 60. Leninakan, 63. Lamé, 65. Hradschin, 69. Silo, 70. Tag, 71. Grau, 72. Kama, 73. Roman, 75. Ie, 77. Ikra, 79. SRG, 82. Irak, 84. Orestie, 87. Spind, 90. Vltava, 92. Otho, 95. Ate, 96. Krakatau, 98. Irene, 100. moderato, 103. Eine, 104. Mienen, 106. Module, 109. Soho, 112. Engobe, 113. Ora, 114. Waldemar, 115. EA, 116. Asow, 117. Konifere, 118. Kant.
Senkrecht: 1. Joker, 2. Emu, 3. Ner, 4. Sosias, 5. Juri, 6. Paravent, 7. Pak, 8. Aral, 9. Eliza, 10. Selenga, 11. Karrees, 14. Dana, 17. so, 18. Uran, 20. Alor, 22. Err, 23. Eva, 25. Grin, 27. Egk, 28. Frades, 29. Tobol, 30. Anton, 31. Eta, 32. Sto, 33. Erika, 36. NOK, 40. Alan, 41. Team, 43. Iota, 46. Oleg, 49. Reck, 50. Ilim, 52. Nemo, 53. Nisa, 54. Sal, 56. Blak, 59. RDS, 61. Ninive, 62. Kola, 64. agro, 65. Hast, 66. Rurik, 67. Hamit, 68. Nandu, 70. Tichonow, 73. Riviera, 74. Matinee, 76. EKO, 78. Arar, 80. Ger, 81. Esk, 83. Ran, 85. Etamin, 86. Seto, 88. Parsek, 89. Nathan, 91. Arena, 93. TME, 94. Oder, 97. Adele, 99. Emba, 101. Enak, 102. Od, 105. IES, 107. Uwe, 108. Lar, 110. Oma, 111. Ort. **Lösungswort:** Jaroslav Hašek.

Es gewannen:

1. PREIS:
100,– M Margot Heinz, 5066 Erfurt

2. PREIS:
75,– M Bruno Mielke, 2560 Bad Doberan

3. PREIS:
50,– M Ch. Thierfelder, 1250 Erkner

4. BIS 8. PREIS:
je 25,– M Karsten Böttcher, 5700 Mühlhausen; Anja Wotzka, 1183 Berlin; Johanna Junghanns, 8909 Görlitz-Königshufen; Wolfgang Glorius, 1202 Finkenheerd; Gerda Georgi, 9408 Schlema.

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
*
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Das Tierhäuschen 4

Hab keine Angst, Häschen! In so einem schmucken Haus leben sicher keine bösen Leute… Hallo, wer wohnt hier?

Ich, das Haselmäuschen! Ich, der Quakfrosch! Ich, der Stacheligel wohnen im Tierhäuschen. Wer seid ihr, Fremdlinge?

Ich bin das Hähnchen mit dem stolzen Kamm und das ist mein Freund Graustummelschwanz. Weit sind wir gewandert und sehr müde. Gern würden auch wir in diesem schönen Häuschen wohnen. Sicher werden wir euch nützlich sein. Ich bin nämlich ein sehr kühner Hahn und lehre einen Raufbold schnell das Laufen!

Die Bewohner des Tierhäuschens ließen die beiden Wanderer ein, und Hahn und Häschen erzählten ihre Geschichte:

Nach Samuil Marschak, gezeichnet von Viktor Trintschenko, Moskau

Einst lebten Hase und Füchsin einträchtig nebeneinander. Die Füchsin baute sich eine Hütte aus Eis, der Hase eine aus Baumrinde.

Als der Frühling kam, leckte die warme Sonne das Eishaus der Füchsin auf. Da bat sie den Hasen um Unterkunft, erst auf dem Hof, dann in der Diele…

Fort mit dir, dummes Langohr! Ich brauch das Haus für mich allein!

Da saß nun das arme Häschen am Wegrand, weinte bittere Tränen und fürchtete sich. Denn bald würde die Nacht hereinbrechen mit all ihren Gefahren für einen Hasen.

Ki – ke – ri – ki! Warum so traurig, Häschen? Kann ich dir helfen?

Wie sollte ich nicht traurig sein? Ich hatte ein Haus aus Lindenbast, die Füchsin aber eines aus Eis. Als der Frühling kam, schmolz ihr Haus und ich nahm sie bei mir auf. Jetzt hat sie mich davongejagt…

Gräm dich nicht, ich werde die freche Füchsin vertreiben!

KiKeRiKi

Ich bin der mutigste aller Hähne! Meine Beine schreiten in roten Stiefeln! Auf den Schultern trage ich die scharfe Sense! Und mein Herz schlägt voller Zorn! Herunter vom Ofen, Rotpelz!

Die Füchsin erschrak, als sie den wilden Gesang hörte. Sie sprang vom Ofen und floh in den Wald. Sie meinte, der Teufel selbst sei ihr auf den Fersen…

Fortsetzung von Seite 35

In die Blaubeeren

hen. Solch einen Fall hat es bestimmt in der ganzen Literaturgeschichte nicht gegeben. Außerdem fühlt sich meine Seele ewiger Trennung nicht gewachsen, sie zieht es vor, der nachzufolgen, die sie liebt, und sei es ins Jenseits, sei es in einen Abgrund völliger Namenlosigkeit, da sie sich nicht für ewige Existenz im Ruhm, sondern vergängliche Herzensliebe entschieden hat. Ich rief die, die ich einstmals verlieren würde, und fragte, wieviel Beeren sie schon habe. Und es zeigte sich, daß sie schon die halbe Kanne gefüllt hatte, während ich auf der Suche nach der verlorenen Zeit umhergeirrt war und einen knappen Becher voll gesammelt hatte.

Als die Dreiliterkanne schließlich keine Beeren mehr faßte, machten wir uns auf den Heimweg. Es war angenehm, das randvolle weiße Emaillegefäß anzuschauen.

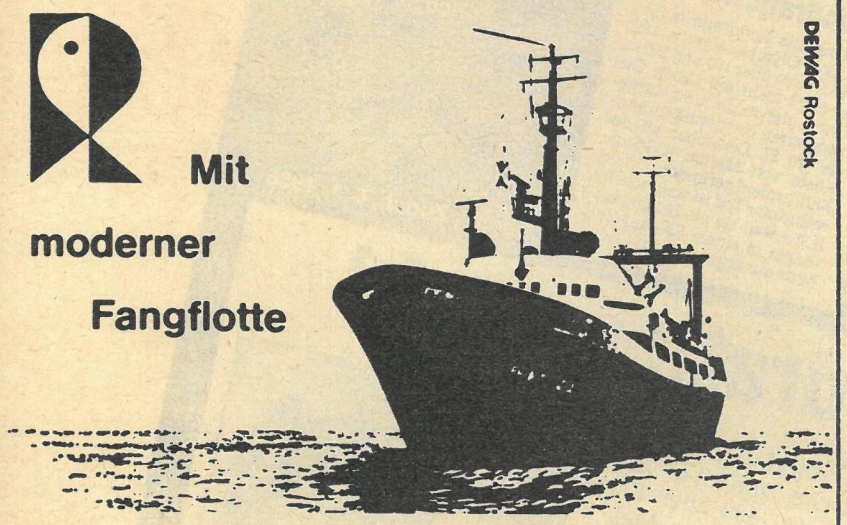
Am Flüßchen Kurscha, an der wackligen Brücke, setzten wir uns, um auszuruhen, auf die am Ufer liegenden Baumstämme. Meine Frau trank das teebraune Flußwasser, das sie mit der hohlen Hand schöpfte. Sie trank lange, schmatzte genüßlich und sagte: „Ah, das schmeckt!" Ich zog mir die Schuhe aus und wusch mir in dem kühlen Naß die Füße.

Nachdem wir über die Brücke gegangen waren, wanderten wir lange einen ausgefahrenen lehmigen Weg entlang.

Dann nahm uns das Dorf mit seinen stillen Häusern auf. Aus der Wohnung des wilden Stepanytsch drang letztes Donnergrollen. Endlich waren wir zu Hause. Meine Frau machte sich sofort daran, das Mittagessen zu kochen. Ich schüttete eine Handvoll Blaubeeren in einen dicken Fayencekrug, fügte drei Teelöffel Zucker hinzu und zerdrückte die Beeren. Auf die konfitüreähnliche Masse goß ich Milch aus der Zweiliterflasche, die ich aus dem Kühlschrank geholt hatte, rührte um und – hatte ein wunderbares fliederfarbenes Getränk.

Mit dem Krug in der Hand setzte ich mich auf die von der lieben Sonne gut durchgewärmte hölzerne Vortreppe. Während ich die kühle Blaubeermilch trank, blickte ich über den Rand des Gefäßes hinweg auf die Felder, auf die dunklen fernen Wälder, auf den strahlenden Nachmittagshimmel mit den weißen Wolkenfasern, und mir war, als bestehe unsere große Welt nur aus dem blauen und weißen Himmel, der blendenden Sonne und der fliederfarbenen Milch in dem weißen Krug.

Aus „Novitätenkassette II", deutsch von Heinz Kübart



Mit moderner Fangflotte

Schulabgänger 1987

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufsausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.
Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:

- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildung n u r im VEB Fischfang Rostock)

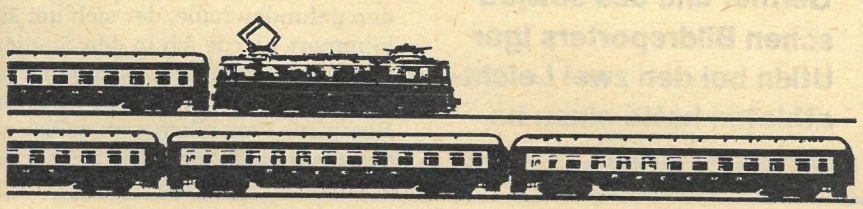
Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
2510 Rostock 5
Am Fischkombinat 11

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
2355 Saßnitz
Postfach 7

Die Sowjetischen Eisenbahnen bieten Ihnen das traditionelle, zuverlässige und sparsame Verkehrsmittel – den Zug – an.

Täglich fahren von Berlin sowjetische Züge und Kursschlafwagen nach Moskau, Leningrad, Kiew, Minsk, Vilnius und Riga ab.
In den Wagen der Sowjetischen Eisenbahnen sind Ihnen aller Komfort, aufmerksame Bedienung und traditionelle russische Gastfreundschaft garantiert.
Die Plätze in den Schlafwagen der Sowjetischen Eisenbahnen im internationalen und Inlandsverkehr können Sie sich im voraus reservieren lassen.
Um ausführliche Information wenden Sie sich bitte an das Reisebüro und die Vertretungen von Intourist.
Wir laden Sie zu einer Reise ein!
Sowjetische Eisenbahnen



Fortsetzung von Seite 25

Vor dem Apollo-Theater

Arzt packen, ihn über Bord werfen. Doch gleich darauf: Angst um den Matrosen Wakulintschuk, auf den aus dem Verborgenen ein Offizier zielt. Sein Leichnam wird an der Mole von Odessa aufgebahrt. Trauer und Empörung greifen über auf die Stadt. Realistische Massenszenen, etwas völlig Neues, bisher in Deutschland noch nicht Gesehenes. Die dramatische Sequenz von der Odessaer Hafentreppe, später als klassisches Beispiel für Eisensteins Regiekunst geltend, erleben die Berliner Zuschauer nur verstümmelt, Folge der Zensur! Dann wieder der Kreuzer, den nunmehr die aufständischen Matrosen beherrschen. Am Horizont die drohende Gefahr, das Geschwader der Schwarzmeerflotte. Gefechtsbereit fährt „Potemkin" ihm entgegen, im Rhythmus der Maschinen die Meiselsche Musik... der Jubel der Matrosen überträgt sich aufs Publikum... die Besatzung kann die Umzingelung kampflos durchbrechen. Der „Potemkin" hat gesiegt.

Im „Berliner Börsencourier" schreibt Herbert Ihering: „Wenn von den Dokumenten der letzten zwanzig Jahre alles verlorenginge und nur der ‚Panzerkreuzer Potemkin' gerettet würde, man hätte ein Zeugnis ablegendes, gültiges Menschenwerk bewahrt wie die Ilias und das Nibelungenlied."

Das Apollo-Theater ist wochenlang ausverkauft, der Film Tagesgespräch in Berlin. Er läuft in fünfzehn Kinos und erobert sich auch den Kurfürstendamm. Da sinnen seine Gegner auf ein neues Verbot, doch jetzt wird das Filmkunstwerk vereint verteidigt von Arbeitern und Künstlern, Professoren und Politikern: Leopold Jessner und Max Reinhardt, Albert Einstein und Thomas Mann, dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dr. Kurt Rosenfeld und Ludwig Quidde, dem Vorsitzenden der Deutschen Friedensgesellschaft, Georg Bernhard, Chefredakteur der „Vossischen Zeitung", dem Dichter Ernst Toller und dem Dramatiker Rehfisch. Die Phalanx reicht von der Kommunistischen Partei bis hin zu Freidenkern, Naturfreunden, den Gewerkschaften und der Sozialistischen Arbeiterjugend.

Der „Panzerkreuzer Potemkin" hat gesiegt. In Berlin beginnt sein Triumphzug um die Welt.

Regina Reichelt

Fotos: Archiv, Henschelverlag

LEICHTATHLETIK

Ludmilla Kondratjewa †

Ludmilla Kondratjewa (SU), Doppel-Olympiasiegerin 1980 in Moskau über 100 und 200 m, ist nicht mehr am Leben. Die Leiche der in die USA ausgewanderten Leichtathletin wurde am 27. Dezember an der Küste von Malibu (US-Staat Kalifornien) gefunden. Ein gewaltsamer Tod ist wahrscheinlich – weil sie als Belastungszeugin in einem Spionagefall hätte aussagen müssen?

„Sport", Zürich, 3. 1. 1986

Kondratjewa lebt

„Sport", Zürich, 6. 1. 1986

Ludmilla Kondratjewa (28), die sowjetische Doppel-Olympiasiegerin von 1980 über 100 und 200 m, sei tot. Diese Meldung tickerte über die Neujahrsfeiertage über die Nachrichtenagentur. Agence France Press lieferte darauf hin sogar ein Bild der angeblich am Strand von Malibu (USA) ermordet aufgefundenen Athletin.

Noch sind die Tatsachen nicht genau auf den Tisch gelegt. Aber es macht den Anschein, als handle es sich bei der Leiche nicht um die schnelle Sprinterin.

Soviel ist sicher: Am Strand von Malibu (Los Angeles) ist die Leiche einer jungen Frau entdeckt worden. Offiziellen Inforamtionen entsprechend handelt es sich dabei um Ludmilla Kondratjewa, eine Person, die vor rund sechs Jahren aus der Sowjetunion in die USA emigriert ist. Die Frau sei

Ludmilla Kondratjewa

Ludmilla Kondratjewa, die richtige Sprinterin, ist tatsächlich im letzten Jahr nie als Leichtathletin in Erscheinung getreten. Von einer Flucht in die USA ist allerdings nichts bekannt. Dagegen weiss man, dass Kondratjewa den sowjetischen Hammerwerfer und Weltrekordler Jury Sedych geheiratet hat. Und sowjeti-

Ludmilla Kondratjewa lebte in den USA? Wieso? Seit wann? Der „Sport" veröffentlichte, sie hätte gar in einem Spionagefall aussagen sollen, doch sei es dazu nun nicht mehr gekommen.

Alle wiesen nur darauf hin, daß die schwarzhaarige Ludmilla aus Kiew 1984 den berühmten ukrainischen Hammerwerfer Jurij Sedych geheiratet habe. Das sei die letzte aufregende Nachricht über die frühere Weltrekordlerin und ehemalige Europameisterin gewesen. Bis gestern ...

Nun gibt es auch in der Leichtathletik überall auf der Welt Leute, die auf geheimnisvolle Weise „alles wissen": Einer von ihnen der in Journalistenkreisen bestens bekannte „gute alte Al" in Kalifornien. Als wir ihn anriefen, sagte er statt „Good morning" nur „Ludmilla Kondratjewa".

„Die Welt", 8. 1. 1986

Juri, Oxana und ich, die Ljudmila

Ein Foto vom Moskauer Zuhause eines der vielen berühmten sowjetischen Sportlerehepaare: Die Sprint-Olympiasiegerin und zweifache Europameisterin Ljudmila Kondratjewa, der Hammerwurf-Olympiasieger und Weltrekordler Juri Sedych und beider vierteljährige Tochter Oxana. Der Besuch des Moskauer FW-Korrespondenten Jürgen Geitner und des sowjetischen Bildreporters Igor Utkin bei den zwei Leichtathleten hatte einen besonderen Grund.

Ende 1985 meldet die „Los Angeles Times" mit ein paar weit ins Innenleben des Blattes versteckten Zeilen, in Malibu Beach (Kalifornien) sei am 27. Dezember eine Frau aus dem Fond eines zertrümmerten Autos tot geborgen worden. Laut polizeilicher Ermittlung handele es sich um einen Verkehrsunfall und um die 38jährige Ludmilla Kondratjewe.

Bei dieser Darstellung bleibt's aber nicht. Tage später gerät das Vorkommnis in die Schlagzeilen der Titelseiten. Kondratjewe sei das Opfer einer Spionageaffäre und ihr angeblicher Freund, der 44jährige Vladimir Rikhine, wegen Tatverdachts in Haft genommen worden. Diese Story hält sich jedoch nur vom einen Tag zum anderen: Mit gesunkenem Marktwert auf Seite 29 wieder zurückgefallen, steht in der „Los Angeles Times" die Meldung, Rikhine sei wieder auf freiem Fuß. Es habe sich wohl doch um einen Unfall gehandelt.

Am 3. Januar 1986 macht die in Zürich erscheinende Zeitung „Sport" aus dem e ein a, die Kondratjewe zur „in die USA ausgewanderten Doppel-Olympiasiegerin Ludmilla Kondratjewa (SU)" und teilt mit, diese sei „als Belastungszeugin in einem Spionagefall" eines „wahrscheinlich gewaltsamen Todes" gestorben.

Am 6. Januar versucht „Sport" ein verklausuliertes Dementi, beruft sich auf die Agentur AFP, die sogar ein Bild von der Olympiasiegerin mitgeliefert habe, läßt jedoch weiterhin alles im unklaren: „Noch sind die Tatsachen nicht auf den Tisch gelegt. Aber es macht den Anschein, als handele es sich bei der Leiche nicht um die schnelle Sprinterin." Es habe den Anschein. Also vielleicht doch? „Ludmilla Kondratjewa, die richtige Sprinterin, ist tatsächlich im letzten Jahr nie als Leichtathletin in Erscheinung getreten ..."

Springers „Die Welt" ist natürlich auch mit von der Partie. Am 8. Januar erzählt sie (ressortgemäß) auf ihrer Sportseite die „Geschichte einer spektakulären Verwechslung" noch einmal. Dabei nimmt sie die „seriöse Zürcher Fachzeitung" gegen den Vorwurf der Urheberschaft dieser „dubiosen" (zweifelhaften) Angelegenheit in Schutz: Der Nachtredakteur habe diese Nachricht zu später Stunde von einer französischen und einer amerikanischen Nachrichtenagentur erhalten „und in letzter Sekunde ins Blatt gehoben". Auf die Idee, sich die Wahrheit in Moskau zu holen, wollte auch sie nicht kommen.

★

Ljudmila Kondratjewa (am 11. April wird sie 28 Jahre alt) wurde 1978 in Prag Europameisterin über 200 m und mit der 4 × 100-m-Staffel sowie 1980 in Moskau 100-m-Olympiasiegerin. Mit ihren Zeiten auf beiden Sprintstrecken kann sie noch heute allerhand Staat machen. FREIE WELT hat sich von ihr einladen lassen. Wir trafen sie und ihren Ehemann, den „König der Hammerwerfer" Juri Sedych, am 22. Februar 1986 mittags in ihrer Wohnung, die sich in einer der vielen Neubaublocks des Moskauer Nordens befindet. Dort hatten wir Gelegenheit, mit dem wie am ersten Tag verliebten Pärchen ein Gespräch zu führen und Tochter Oxana zu besichtigen, die an diesem Tag genau ein Vierteljahr alt geworden war.

Dem mit Ljudmilas Namen betriebenen Mißbrauch von Wahrheit und Anstand begegneten die beiden mit Souveränität: „Lachen und dem Erfinder einer so schlechten wie schlechtgemeinten Mär die kalte Schulter zeigen, ist wohl das beste." Schließlich tat Ljudmila jene „Story ohne eine Kopeke wert" mit der Bemerkung ab: „Da wollte ein geschäftstüchtiger Zeitungsmann ein gutes Honorar machen, so etwas soll's dortzulande ja wohl geben. Und wenn ich an die Zeit denke, da ich – fern von Moskau und schon sechs Jahre in den USA lebend – ermordet worden sein soll, so hatte ich mich nach der Entlassung aus der Moskauer Entbindungsstation um meine Oxana zu kümmern, die am 22. November geboren wurde ..." Womit, ergänzte Juri Sedych, auch das „verdächtige Geheimnis" gelüftet wäre, warum Ljudmila im vorigen Jahr nicht gelaufen ist.

Wird sie denn wieder laufen? „Unbedingt! Wenn Oxana aus dem Gröbsten heraus ist und ich jemanden gefunden habe, der sich um sie kümmert, werde ich in den Stadien wieder zu sehen sein. Nach einer so langen Pause ist es geradezu ein Bedürfnis, vor allem sich selbst zu beweisen, daß man leistungsfähig

geblieben ist. Wenn ich dann wiederkomme, werde ich mich voraussichtlich zuallererst auf die 200 m konzentrieren. Meine 22,31-s-Bestzeit von 1980 auf dieser Strecke ist so schlecht ja wohl nicht. Der Gedanke an einen Tausch 100 gegen 400 m ist mir indes noch nie gekommen…“

Mit den 10,76 s von Evelyn Ashford über 100 m geht Ljudmila Kondratjewa nicht anders um als mit jedem anderen Weltrekord. „Es werden, da bin ich sicher, begabte Sprinterinnen kommen, die ihn eines Tages brechen können. Viel hängt natürlich von den Begleitumständen ab – vom Wind, vom Wetter, von den Bahnqualitäten und der Konkurrenz. Wettkämpfe gewinnen ist das eine. Einen Weltrekord ‚machen‘, das ist etwas ganz anderes. Du kannst ein ganzes Sportlerleben lang nur siegen, ohne je einen Weltrekord gelaufen zu sein. Nur wenige Glückliche erreichen beides.“

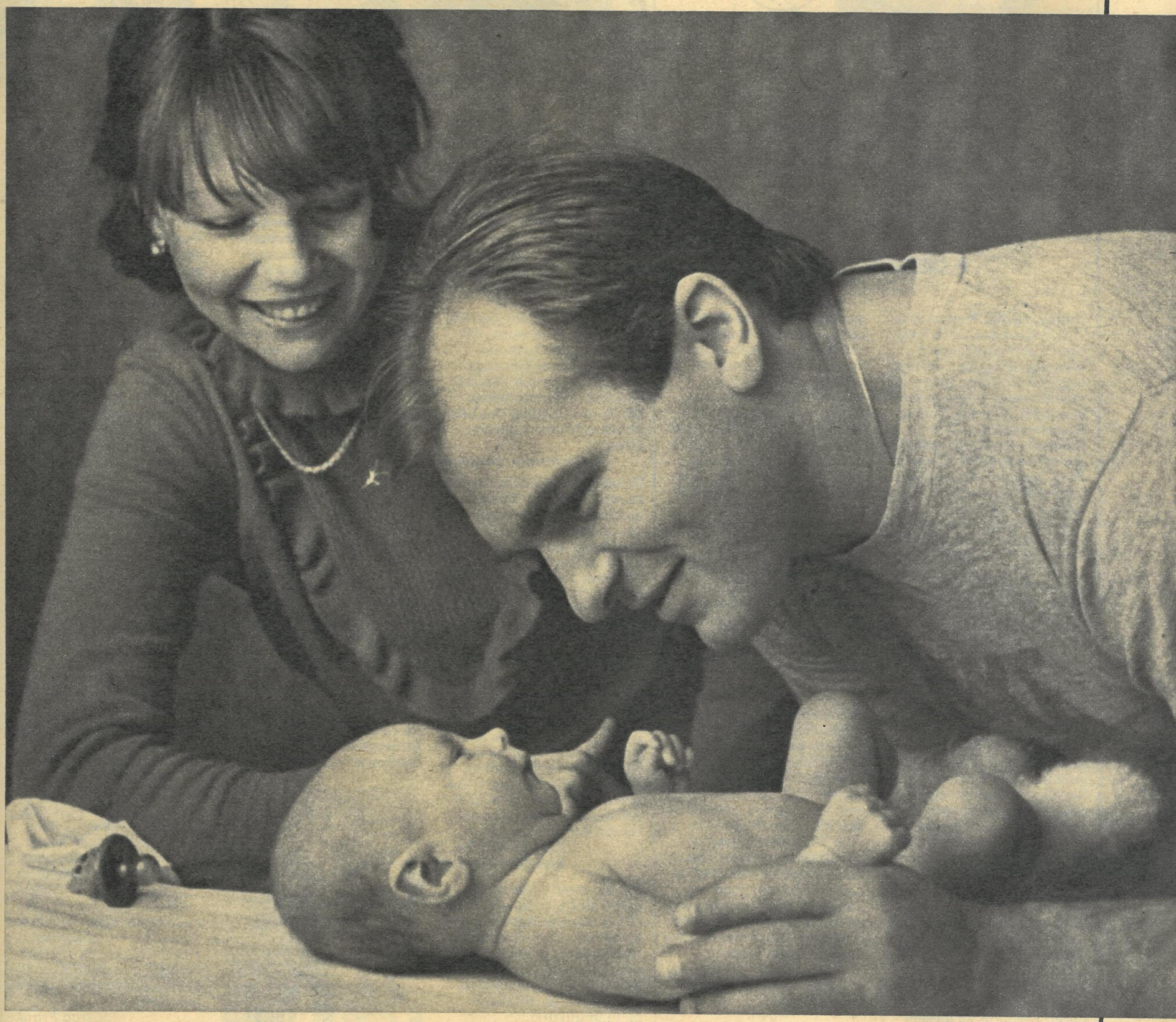
Große Pläne hat auch Juri Sedych, nicht nur Weltrekordler, Olympiasieger und was sonst noch alles: Er ist rundum der „Hammerwerfer der Hammerwerfer“. Zunächst möchte er bis 1988 aktiv bleiben, „und wenn meine Muskeln und Knochen mitmachen, auch darüber hinaus“. Er ist Offizier der Sowjetarmee und Mitglied des ZSKA. „Dort werde ich langfristig auf meine spätere Arbeit als Trainer vorbereitet. Doch bis dahin dauert's noch eine Weile.“ Und wenn er dann eines Tages als Hammerwurf-Lehrer gefragt ist, dann wird er sich zu jeder Stunde an seinen eigenen, unverzichtbaren Lehrer erinnern, dem er unendlich viel zu verdanken hat: Anatoli Bondartschuk.

Juri Sedych stimmt mit seiner Frau in der Meinung überein, daß kein Rekord ein ewiges Leben besitzt. „Als ich 1984 in Cork 86,34 m weit warf, hatte ich im gleichen Moment das Gefühl, daß das noch nicht alles war. Schon in diesem Jahr kann dieser Weltrekord der Vergangenheit angehören. Wir haben eine Reihe von Werfern, die dafür sorgen können. Sergej Litwinow beispielsweise ist sehr ‚heiß‘ – er will den Weltrekord wiederhaben, den ich ihm abnahm, ich aber will ihn behalten. Wie? Durch noch mehr Schnelligkeit bei den Drehungen im Ring. Es gab einmal eine Zeit, da kam es vornehmlich auf die Kraft an. Wer jetzt der 90-m-Marke zu Leibe rücken will, muß jedoch Kraft u n d Schnelligkeit trainieren, vor allem letzteres.“

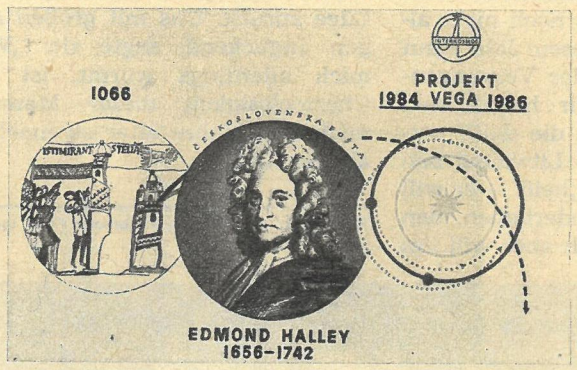
★

PS: Als wir uns verabschiedeten, kam Ljudmila Kondratjewa noch einmal auf jene antisowjetische Lüge zurück. Uns mit großen Augen anguckend, sagte sie: „Was mich allerdings wurmt, ist die Charmelosigkeit dieser Männer, mich zehn Jahre älter zu machen als ich bin…“

Redaktion: Hans Richard Vollbrecht. Foto: Igor Utkin/TASS



BRIEFMARKEN – GALERIE

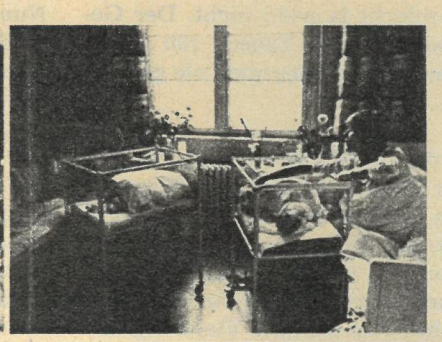


Von Meteoriten bis zum Kometen Halley

Halley machte Furore. Die Tageszeitungen, auch FW, berichteten ausführlich über den Kometen und den englischen Astronomen, der ihn und seine Wiederkehr beschrieb. Für das Thema Kosmos eröffnete sich damit auch den Philatelisten ein neues Kapitel. Ein geradezu „philatelistischer Sternenregen" begleitet Halleys Spuren. Reichlich fünfzig Briefmarkengrafiken zeichnen inzwischen ein Bild des Kometen; von seinem „ersten" Auftauchen, wie die Bibel es schildert, bis hin zu den wissenschaftlichen Forschungen durch die Raumsonden VEGA 1 und 2 und die GIOTTO-Sonde. Zu dieser weltumspannenden Forschungsarbeit gaben die Sowjetunion, die ČSSR, die VR Polen, die Ungarische Volksrepublik und auch die KDVR Markenmotive heraus. Ein Markenbild aus der bevorstehenden DDR-Serie zum Jubiläum der bemannten Raumfahrt zählt ebenso dazu wie weitere Emissionen sozialistischer Länder zum INTERKOMSOS-Programm. Die Kanalinsel Jersey, Großbritannien, die BRD und viele überseeische Länder brachten einen „Steckbrief" von Halley heraus.
Philatelistische Darstellungen von Observatorien gehören ebenfalls zu diesem Thema: Jüngst erschien die sowjetische Marke (links oben) mit der Ansicht des größten Spiegelteleskops von Selentschug, das vor zehn Jahren errichtet wurde. Halley erinnert an Mond- und Sonnenfinsternisse, Sternbilder und Meteoriten, die postalisch bereits früher dokumentiert wurden. Der sensationelle Aufschlag eines Riesenmeteoriten in der tungusischen Landschaft 1908, der der Wissenschaft Rätsel über Rätsel aufgab, wurde fünfzig Jahre später in einer sowjetischen Sonderbriefmarke gewürdigt (rechts oben). Neben dem Landschaftsbild ist das Porträt des Meteoritenforschers L. A. Kulik zu sehen. Auch jener gewaltige Meteor, der am 12. Februar 1947 im südöstlichen Sibirien in den westlichen Ausläufern des Sichote-Alin-Gebirges zwischen Wladiwostok und Chabarowsk niederging, wurde 1957, also zehn Jahre später, postalisch gewürdigt. Wie die tschechoslowakische Darstellung des Edmond Halley mit der historischen und der VEGA-Sonden-Darstellung vom vergangenen Jahr oder der sowjetische Ersttagsbrief (Abbildungen Mitte und darunter) andeuten, wird das Thema einen festen Platz in den Kosmossammlungen einnehmen.

Henri Hamann

Leseraussprache zum XI. Parteitag der SED



Den Kindern gegenüber

Für mich war und ist es der größte Wunsch, Lehrerin zu werden. Vor einigen Monaten wurde ich Kandidat der SED, weil ich das Bedürfnis und die Pflicht in mir spürte, mitzuhelfen, den Sozialismus aufzubauen. Als ich als Studentin meine erste Stunde halten durfte, die Kinder vor mir sah, da empfand ich unmittelbar die Verantwortung des Lehrers den Kindern gegenüber.

I. Herrmann, Dresden

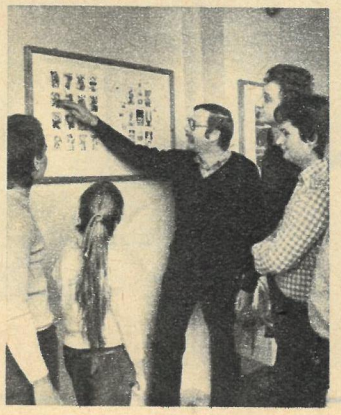
23 Jahre Mitglied der Partei zu sein, bedeutet für mich als Russischlehrerin auch, als Propagandist für die Friedenspolitik der Sowjetunion aufzutreten. Das Foto, auf dem der junge Soldat der NVA sich mit dem Sowjetsoldaten unterhält, ist ein Beispiel dafür, daß die Jugend eine gemeinsame Sprache findet. Und das, was in unseren Tagen die Menschheit vor dem Untergang rettet, sind nun einmal gegenseitiges Verstehen, vertrauensvolles Miteinander und brüderliche Hilfe. Es ist einfach nicht möglich, auch nur einen Augenblick zu vergessen, daß von uns die Zukunft unserer Kinder abhängt.

Monika Schiller, Eisenhüttenstadt

Ich bin zwar leider noch keine Mutti, kann aber das Glück, ein gesundes Kind zu haben, gut nachfühlen. Auch wir als junge Familie wünschen uns Kinder, das heißt, es soll mal nicht bei einem bleiben. Nachdem mein Mann und ich unser Studium beendet hatten, konnten wir uns über eine schöne Zweiraumwohnung freuen. Allein in unserem Wohngebiet wurden 376 neue Wohnungen gebaut. Hier gibt es bald mehr Kinderwagen als Autos. Und wenn ich mich wieder bester Gesundheit erfreue – ich mußte mich einer Operation unterziehen –, werden auch wir bald solch einen Wagen schieben.

Martina Schütte, Hermsdorf

Das Internationale Friedensjahr der UNO, auf der UNO-Vollversammlung am 24. 10. 1985 beschlossen, begann mit den bedeutenden Abrüstungsvorschlägen des KPdSU-Generalsekretärs Gorbatschow. Als Kunsterzieher und Verantwortlicher für die „Kleinen Galerien" des Kulturbundes im Kreis Riesa habe ich mich auf dieses Jahr vorbereitet, besonders um das Mittel bildende Kunst, konkret die Friedensgrafik, vielen unserer Menschen im Kreis Riesa nahe zu bringen. Mehrere Ausstellungen fanden bereits statt, andere werden noch stattfinden. Mit den Mitgliedern des fakultativen Kurses „Umweltgestaltung" der Karl-Marx-Oberschule hoffen wir, im Jahr des XI. Parteitages Verantwortung für das Leben zu verstehen und selbst wahrzunehmen.



Klaus Uschner, Riesa

Hätte mir vor 25 Jahren jemand gesagt, du kannst dich vom Facharbeiter zum Ingenieur und weiter zum Diplom-Agraringenieurökonomen qualifizieren, hätte ich das angezweifelt. Damals erhielt ich mein Parteidokument aus den Händen unseres jetzigen Ministers für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Keßler. Und ältere Genossen waren es, die mir sagten, du mußt lernen, weiter lernen. Heute bin ich Kaderleiter in der LPG Pflanzenproduktion Groß Grabow im Kreis Güstrow. Nun gehört es zu meinen Aufgaben, für den Nachwuchs zu sorgen und die Weiterbildung unserer Genossenschaftsbauern zu organisieren.

Werner Hoffmann, Güstrow

Als meine Tochter – mein drittes Kind – in einer Klinik zur Welt kam, gab es noch viele Hausgeburten, und mancherlei war noch nicht so selbstverständlich wie heute – Geburtengeld, verkürzte Arbeitszeit … Daß meine Kinder im Frieden aufwachsen können, war mein größter Wunsch. Er hat sich erfüllt. Aber jeder weiß, wie stark die Welt gefährdet ist.

Marga Franke, Dessau

Sie fragen wir antworten

Heute Sport...

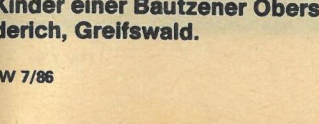
Hat sich dank Sergej Bubka Eure Statistik in „Was wird man 2050 sagen?“ (FW 5/86) nicht schon wieder überholt? Der wievielte Weltrekord waren die 5,95 m eigentlich?

Rainer Behringer, Dresden

In keiner anderen Disziplin wurde während der Wintersaison 1985/86 der Hallenweltrekord so oft verbessert wie im Stabhochsprung, nämlich neunmal (je viermal Bubka und Olson, einmal Dial). Das liegt einerseits an dem vornehmlich kommerziellen Interesse Billy Olsons, nur in der Halle zu glänzen und im Sommer kaum in Erscheinung zu treten, andererseits an der geradezu phänomenalen Fähigkeit Sergej Bubkas, den wettkampfschwachen US-Amerikaner in direkten Vergleichen nicht nur meistens zu schlagen, sondern dabei auch neue Weltrekorde zu markieren. So kam es, daß der sowjetische 6-m-Springer mit 5,94 (21. 1. in Los Angeles) und 5,95 m (28. 2. in New York) Olson keine Chance ließ, damit im nun zu Ende gegangenen Winter viermal die Hallenweltbestleistung verbesserte und „im Vorbeigehen“ der Drucklegung der FW-Ausgabe 5/86 ein Schnippchen schlug. Bubka geht übrigens zum ersten Mal als doppelter Weltrekordler (5,95 m/Halle, 6,00 m/Freiluft) in eine Sommersaison!

Hans Richard Vollbrecht

Wer schreibt uns?



Ich bin als Deutschlehrer an der Mittelschule des Uraldorfes Poldnewaja tätig. Im Oktober 1985 haben wir einen Klub der internationalen Freundschaft gegründet und seitdem zwei Veranstaltungen durchgeführt. Eine davon hieß „Wir reisen durch die DDR“. Unser Dorf liegt etwa 70 Kilometer von Swerdlowsk entfernt. Es ist klein, hat 3000 Einwohner. Und nun unsere Bitte: Wir möchten gern mit Schulen in der DDR Verbindung aufnehmen. Könnten Sie bitte unsere Adresse sozusagen an den Mann bringen: UdSSR, 624 090 Swerdlowskaja obl., Polewskoj r., Poldnewaja, Schule, KID, Igor Kasanzew.

Preisfrage

Heft 7/86

Nennen Sie die Registriernummer, unter der am 9. 8. 1984 in Moskau eine wissenschaftliche Entdekkung patentiert wurde!

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 9/86. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion Freie Welt, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 9. April 1986. Auflösung von Heft 5/86: Der Halleysche Komet. Zu 50 M gratulieren wir Anneliese Brunn, Apolda!

Fotos: H. Katterwe, B. Radoy, H. Siegert; Vignette: M. Kotsch
Redaktion: Ingrid Buchholz

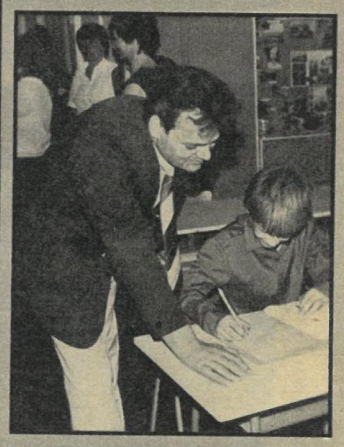
Leserfoto

Vorfreude auf den Frühling: Die sorbische Vogelhochzeit! Kinder einer Bautzener Oberschule fotografierte Gerd Hedderich, Greifswald.

Kalender-Nachtrag

Angeregt von Ihrem Artikel über Fritz Schmenkels 70. (FW 3/86) möchte ich Ihnen eine Aufnahme zusenden, die aus Anlaß des 20jährigen Jubiläums der POS „Fritz Schmenkel“ im September 1985 entstand. Ehrengäste waren Hans Schmenkel, der Sohn Fritz Schmenkels, und seine Frau. Beide waren von der Traditionspflege an unserer Bildungseinrichtung sehr beeindruckt.

Helmut Katterwe, Luckenwalde



Hafenbuttjes Erinnerung

Stehe ich heute am Rostokker Hafen am Kabutzenhof, dort wo das Denkmal der Roten Matrosen mahnt, gehen meine Gedanken in eine andere Hafenstadt und um fast 60 Jahre zurück. Im heutigen Szczecin legten wir als Kinder den Grundstein zur Freundschaft mit der Sowjetunion. Uns interessierten nur die Schiffe aus der Sowjetunion: Für uns Hafenbuttjes war es immer ein besonderes Erlebnis, wenn wir unseren Vätern, die als Hafenarbeiter beschäftigt waren, das Mittagessen im Henkeltopf an Bord eines dieser Schiffe bringen durften. Schnell fanden wir Kontakt zu den Besatzungsmitgliedern, die uns auf jede Art verwöhnten. Sehr beeindruckt waren wir von den Unterkünften an Bord, die mit Flaggen, Bändern und Fotos ein Stück sowjetischer Heimat widerspiegelten. Als wir den Matrosen von unserem „Seemannskeller“ erzählten, steuerten sie auch einiges dazu bei: Wimpel, eine Balaleika und andere Souvenirs. Einmal gab uns der Kapitän der „Alexander Rykow“, einem Schiff, das Getreide für die hungernde Bevölkerung gebracht hatte, ein gutes Dutzend Eintrittskarten: Für unser heimisches Theater, wo Kleists „Kätchen von Heilbronn“ gespielt wurde. In der Pause begegneten wir dem Kapitän und dem sowjetischen Konsul. Beide sprachen deutsch. Sie berichteten, daß deutsche Dichter in der Sowjetunion hoch geschätzt würden... Später besuchte ich als Jungseemann im Leningrader Hafen und im Schwarzmeerhafen Poti die Klubs sowjetischer Seeleute. Immer wurden wir herzlich aufgenommen, oft beschenkt. Heute, in höherem Lebensalter, denke ich oft an die Hilfe, auch auf kulturellem Gebiet, unmittelbar nach 1945!

Kurt Herer, Rostock

Maßstäbe für alle

Nach Ihrem Beitrag „Heiße Nächte mit Kako und Decena“ (FW 3/86) möchte ich Ihnen sagen, daß ich, eine ehemalige Turnerin, die bulgarischen Sportgymnastinnen geradezu bewundere. Ich glaube, daß sie in ihrer Ausstrahlungskraft, technischen Perfektion, Bewegungsharmonie, Choreographie und ihrer inneren Beziehung zur Musik Maßstäbe für alle gesetzt haben, die sich dieser Sportart in Zukunft widmen werden. Während Iliana Raewa, Anelia Ralenkowa und Lili Ignatowa die siebenmalige Weltmeisterin Diliana Georgiewa im künstlerischen Ausdruck wie in der Mimik streckenweise sogar noch übertreffen, war Diliana technisch und von den Schwierigkeiten her unerreicht – eine ausgesprägte sportliche Erscheinung. Jedenfalls haben alle vier in dieser Sportart geboten, was überhaupt zu bieten war.

Birgit Michailoff-Radochla, Berlin

Beim Barte...

Sehr viele Artikel erscheinen jetzt über den ungewöhnlichen Kometen (FW 5/86), und da kommt mir eine Kindheitserinnerung zu Bewußtsein. Im Jahre 1910 sah ich diesen Kometen ganz deutlich am Himmel stehen. Es war in Magdeburg, wo ich meine Kindheit erlebte. Ich war damals sieben Jahre alt. Alles lief auf die Straße. Es war ein herrlicher Anblick: dieser Komet am Himmel mit seinem Schweif. Er leuchtete sehr! Die tollsten Gerüchte gingen um: Weltuntergang, Vorausahnung schlechter Zeiten. Und ich dachte natürlich, wenn der Schweif des Kometen die Erde berührt, müßte sie entweder untergehen, oder ein großer Brand entstünde an der Stelle, an der der Schweif die Erde berührt. Ob später die abergläubischen Menschen den Ausbruch des Krieges 1914 mit dieser Begegnung des Kometen in Verbindung gebracht haben?

Dagmar Horstmann, Berlin

Aus Frankfurt an der Oder!

Wenn das Instrument, von dem im Artikel „Orgelklang an der Wolga“ (FW 4/86) die Rede ist, in Potsdam gebaut wurde, kommt nur der VEB Schuke-Orgelbau in Frage. Die Firma Sauer befindet sich in Frankfurt an der Oder. *Christel Freymann, Lehnin*

Sie haben recht! Wir sind einer Fehlinformation aufgesessen. Hoffentlich sind die Mitarbeiter vom Sauer-Orgelbau nicht sauer, denn das Instrument in Saratow haben sie gebaut.

Dieter Heimlich

Ein Wiedersehen

Während unseres Urlaubs im vergangenen Jahr begleitete uns als Bergführer in Tatransca Lomnica Eugen Borš. Im Heft 7/1983 lächelte er von der Titelseite der Freien Welt. Sein Engagement für die Natur und die Berge, sein Wissen und ein bissel Schwejksche Art machten den Urlaub zu einem besonderen Erlebnis. Er erinnerte sich an den FW-Besuch und trug uns auf, Grüße zu übermitteln. Unser Porträt von ihm beweist – er lächelt immer noch so verschmitzt, wenn auch hier nur in schwarz-weiß!

Bruno Radoy, Rüdersdorf

Pawlowsk

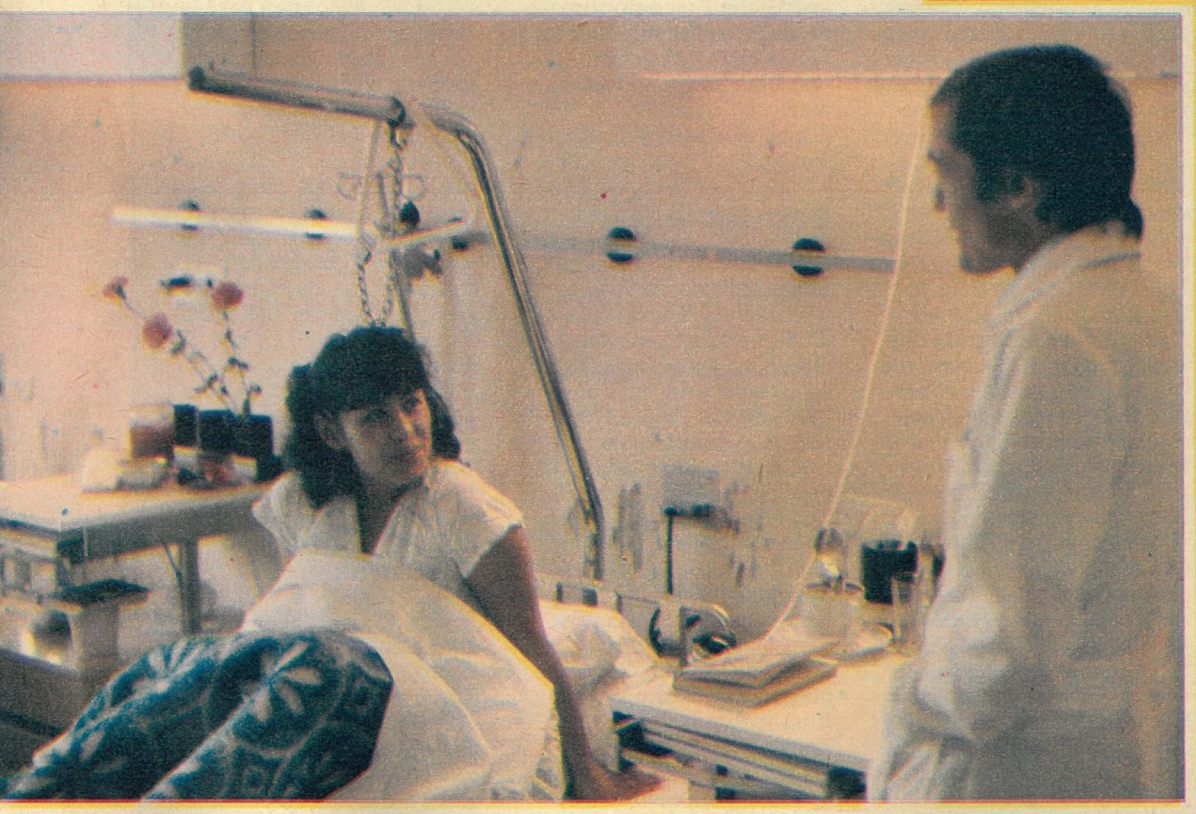
Da ich aus Zerbst stamme, dem Geburtsort der Zarin Katharina II., habe ich schon viel über sie gehört und war begeistert, als ich den Bericht über das Schloß Pawlowsk las (FW 3/86). Die Tourismus-Redaktion hat dem interessierten Leserkreis wieder einen Winkel der an Sehenswürdigkeiten reichen Sowjetunion erschlossen.

Klaus Ganzer, Leinefelde

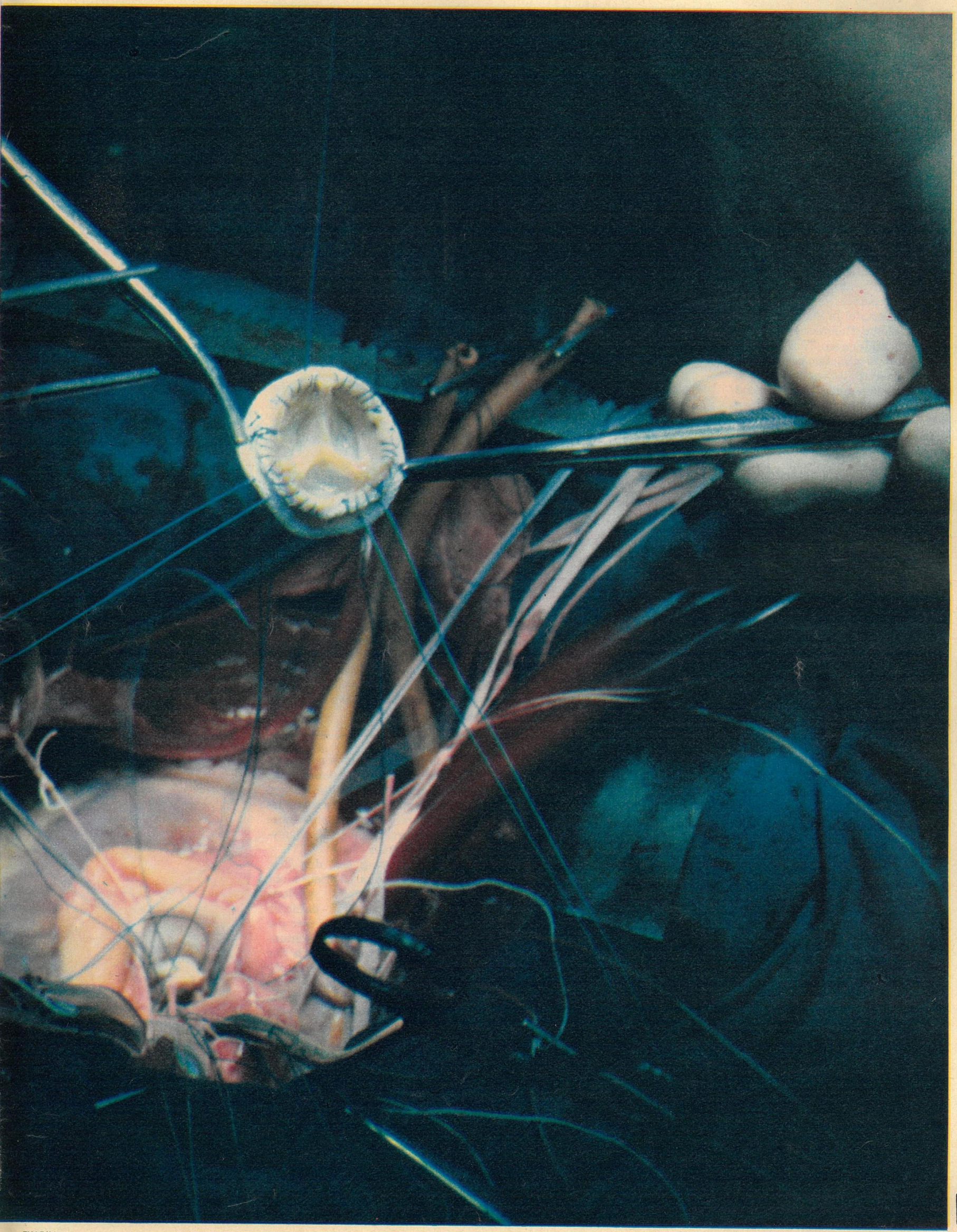
Ein neuartiger Herzklappenersatz, in der Sowjetunion entwickelt, wurde zu einer

Bio-Prothese fürs Herz

FREIE WELT-Reporter Dr. Dietrich Pätzold (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) erlebten erregende Stunden im Operationssaal.



Das Herz, für den Eingriff abgekühlt, steht still. Die zwei Dutzend Fäden, Stich für Stich verankert, sind wie ein kleines Feld über dem Loch an der Stelle der defekten Herzklappe aufgespannt (Foto rechts). Jetzt werden sie angezogen, und die Prothese mit dem Stützgerüst verschwindet im Herzinnern. Eine Konstruktion, die das Weltniveau bestimmt und für deren Entwicklung die Moskauer Mediziner und Techniker mit dem Staatspreis der UdSSR ausgezeichnet wurden. Ohne die Prothese hätte die Frau aus Taschkent (Foto links) vielleicht nur noch wenige Monate zu leben gehabt.



Bio-Prothese fürs Herz

Ein strahlender Sonnentag. Das Licht strömt durch das helle Fenster ins Labor. Ins Stocken gerät es nur vor dem seltsamen Apparat aus organischem Glas auf dem kleinen Experimentiertisch in der Mitte des Raums: einer Art Aquarium, von einer durchsichtigen Röhre durchbrochen. Mittendrin in einer ringförmigen Halterung drei leichenblasse Hautzipfel in Daumengröße, die als kleine Halbmonde im Gegenlicht schimmern. Im Sekundenrhythmus schließen sie sich wie das Maul eines Fisches und streben wieder auseinander, fortwährend von einem dumpfen Schmatzen und anschließenden kurzen Zischen begleitet. Letzteres kommt offenbar von dem Kompressor darunter, der die periodischen Pulsationen in der Flüssigkeit erzeugt und so die Herzklappenzipfel in Bewegung setzt. Was wir da sehen, ist eines Menschen Lebensventil auf dem Prüfstand – im Dauertest der Wissenschaftler des Moskauer Unionsforschungszentrums für Chirurgie…

„Das Herz von Tier und Mensch ist eine Pumpe, und das ist seine einzige Funktion, die wir bis heute kennen", sagt Dr. Iwanow und greift zu einem rosafarbenen Plastgebilde, das neben dem Apparat liegt – einem Modell des Herzens, wie mir zunächst scheint. „Die linke Herzkammer hier mündet in die Hauptschlagader des Blutkreislaufes, die Aorta. Die rechte Kammer aber, sehen Sie, in die Lungenarterie. Am Ausgang zu den Gefäßen befinden sich die Klappen, die als eine Art ‚Rückschlagventil' arbeiten. Wenn die Herzmuskeln den nächsten Pumpstoß vorbereiten und für eine knappe halbe Sekunde erschlaffen, müssen die Klappen den Rückfluß des Blutes verhindern. Ein einfacher Vorgang, in der Technik tausendfach anzutreffen: Wenn der Druck im Innern eines Hubraums steigt, wird das Ventil aufgedrückt, wenn er fällt, schließt es sich wieder. In ähnlicher Weise, scheint es, schließen sich auch die beiden anderen Herzklappen zwischen den Vorhöfen und Kammern, wenn es zu einem Druckgefälle entgegen dem Blutstrom kommt. – Allerdings", fährt der junge Mediziner nach einem prüfenden Blick auf die sich im Testapparat unentwegt öffnende und schließende Herzklappe fort, „gibt es bisher in der technischen Praxis keinen Werkstoff, der eine solche Dauerbelastung ein Menschenleben lang aushalten würde – allein rund achtzig Millionen Schließvorgänge pro Jahr!"

Professor Boris Konstantinow (Foto oben) hat als Chef der Herzchirurgieabteilung des Unionsforschungszentrums entscheidenden Anteil an der Entwicklung der neuartigen Herzklappe und ihrer klinischen Erprobung. Insgesamt fünf Stunden dauert im Durchschnitt die Operation, wobei während des rund 40minütigen Einsetzens der Prothese ein zwölfköpfiges Team gut aufeinander abgestimmt und konzentriert im Operationssaal (Foto rechts) zu arbeiten hat. Für die lebensrettende Implantation steht für alle Fälle immer ein ganzer Satz verschiedener Prothesen in Reserve.

Das Geheimnis der Aortenwurzel

Der Arzt schraubt die Röhre auf und zieht vorsichtig den schmalen Reif mit der Herzklappe heraus. „Die Zipfel sind aus dem Herzbeutel eines Kalbes herausgeschnitten, präpariert und dann von uns an den Ring des Stützgestells genäht worden. Das Gewebe der Klappenzipfel muß für die Implantation biologisch inaktiv gemacht werden, ohne seine Struktur, Festigkeit und Elastizität in Mitleidenschaft zu ziehen. Es muß seine Vorzüge aus dem Spenderorgan beibehalten, darf aber nicht vom Empfänger als Fremdkörper erkannt und abgestoßen werden", sagt er und fährt nach einer kleineren Pause fort: „Ursprünglich haben wir mit den kompletten Herzklappen von Schweinen experimentiert. Sie kommen in der Struktur und Konstruktion den menschlichen am nächsten, sind aber für unsere Zwecke weniger geeignet. Bei der Arbeit damit bemerkten wir, daß die feinen Schließvorrichtungen sofort ihre Form verloren und in sich zusammenfielen, wenn wir nur mit dem Skalpell die Aortenwurzel angeschnitten hatten, um die Klappe abzutrennen. So, als hätten wir irgendein geheimes Sicherheitsschloß berührt, das den Mechanismus außer Betrieb setzte…"

Diese Beobachtung ließ den Forschern keine Ruhe. Sollten nicht nur die Klappenzipfel, sondern auch die Gefäßansätze dahinter eine Rolle spielen? Bisher war die Aortenwurzel in alle Betrachtungen und Berechnungen (auch der kritischen Physiker und Werkstoffwissenschaftler) nur als „festes Rohr", als „Schlauchansatz" eingegangen, welches das Ventil trägt und sonst keine andere Funktion hat.

„Das aber war unser aller Denkfehler gewesen", sagt Dr. Iwanow. „Nicht nur durch die Struktur des Materials unterscheidet sich die lebende Herzklappe von einem toten Pumpenventil. Sondern durch die Art und Weise, wie der Einbau im Organismus, der ‚lebenden Maschine', erfolgt ist. Ein Bioorgan läßt sich zwar auf dem Seziertisch in autonome Einzelteile zerlegen, seine eigentliche Natur aber ist stets vom komplexen Zusammenspiel aller Faktoren bestimmt…"

Diese Gesamtdynamik zu erfassen, griffen die Mediziner und Techniker am Moskauer Unionsforschungszentrum für Chirurgie auf eine sehr einfache, längst bekannte Methode zurück:

Sie füllten verschiedene Herzpräparate der Aortenwurzel auf der Gegenseite der Klappe mit geschmolzenem Paraffin. Der Druck wurde dabei variiert und entsprach den charakteristischen Werten einer Herzperiode. Das Paraffin erstarrte, und man bekam nach dem Entfernen des Gewebes drumherum eine ganze Serie exakter Formabdrücke, aus denen sich das elatische Verhalten des Systems rekonstruieren ließ. So, wie ein Kriminaltechniker aus den Fußabdrükken einer Spur nicht nur die Schuhgröße, sondern auch das Körpergewicht und Gangeigenheiten

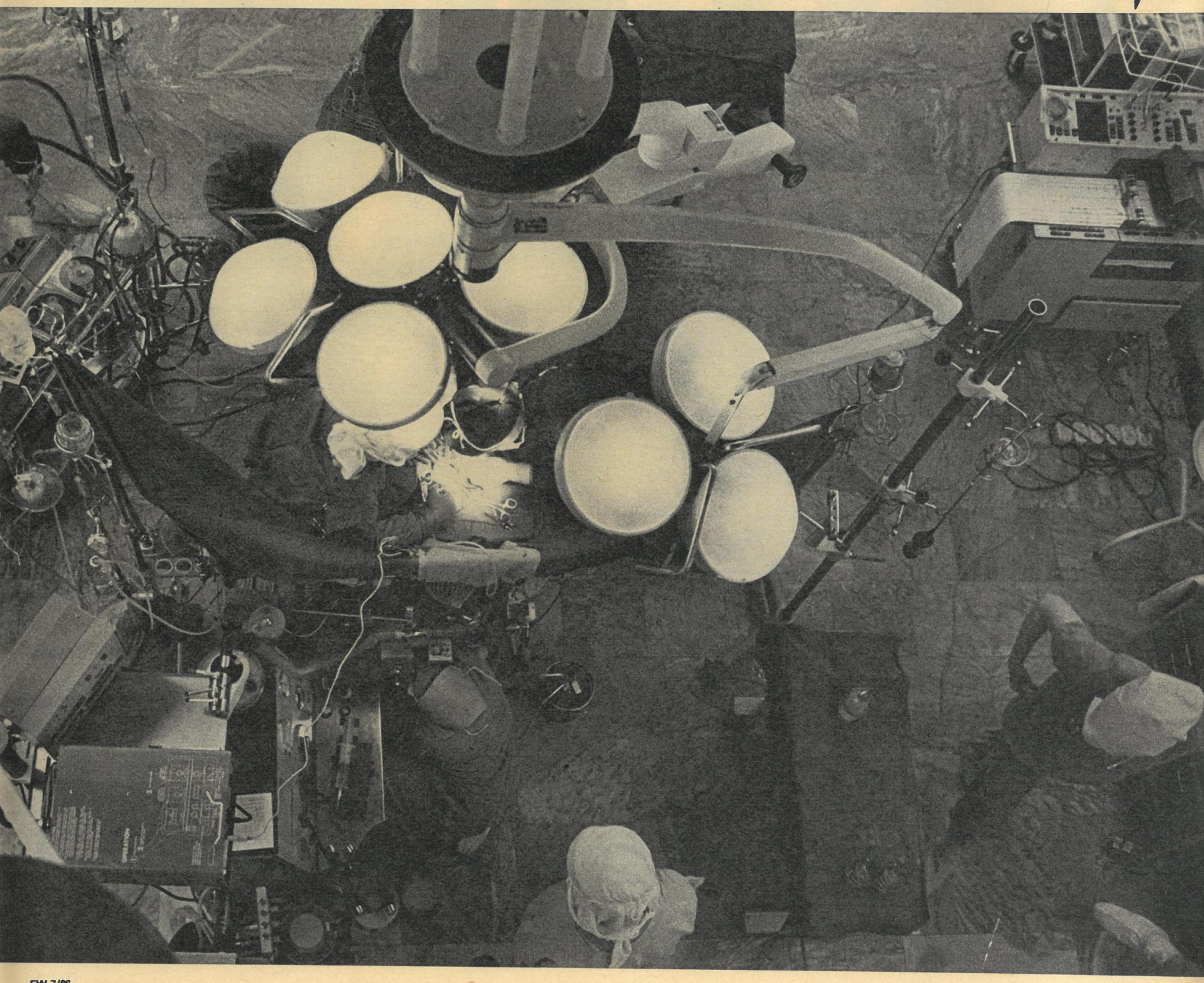
des Täters ermittelt. Das Gebilde, an dem uns Dr. Iwanow zu Anfang übrigens den Blutkreislauf am Herzen erklärte, war ein solcher Originalabdruck…

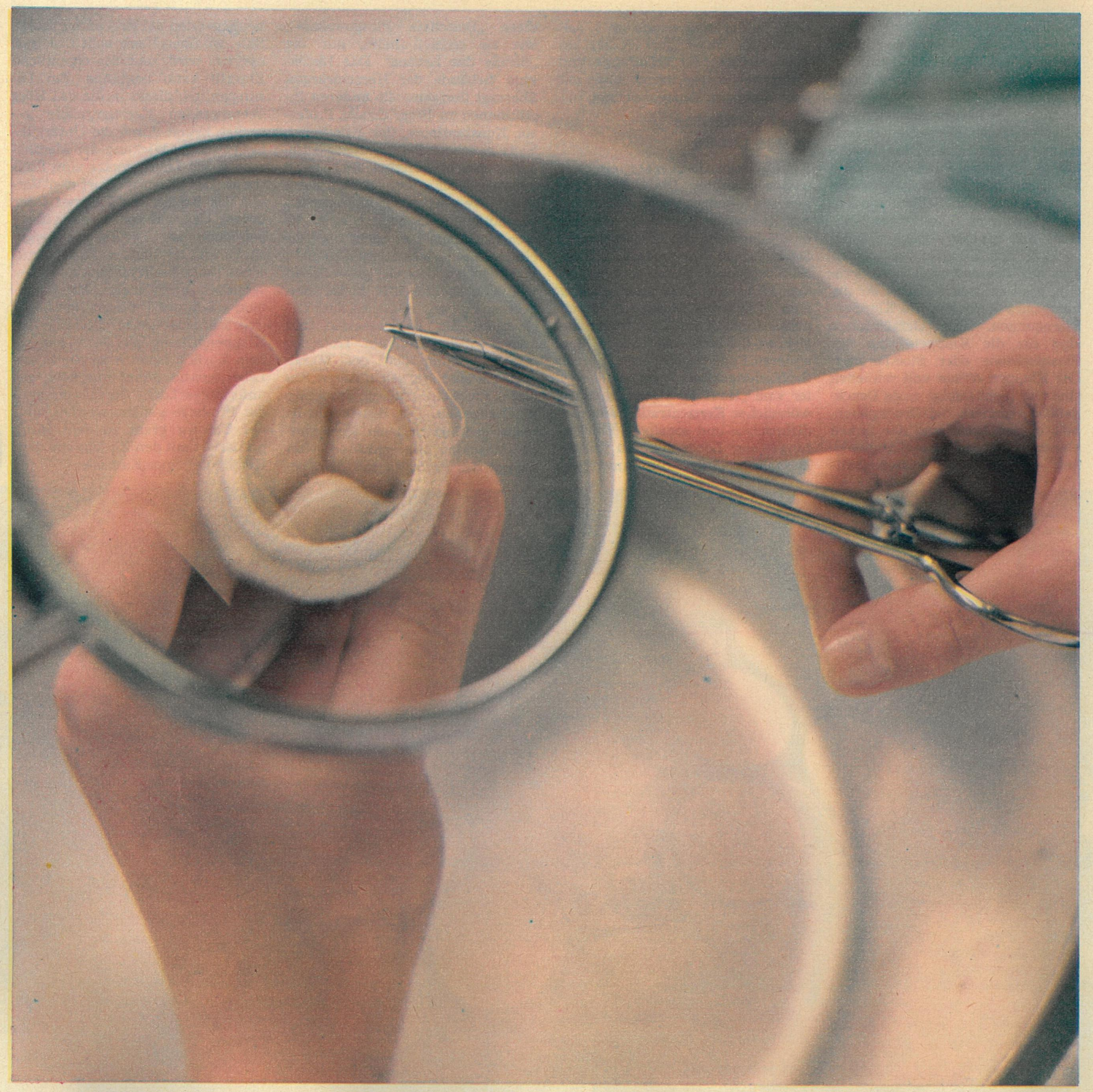
Weitere Strukturuntersuchungen jedes einzelnen Elements der Aortenwurzel folgten. Und das Zusammenfügen dieses Puzzles mit Hilfe physikalischer Elastizitätsberechnungen zeigte schließlich eindeutig: Die inneren Spannungen während der rapiden Druckveränderung an den Herzklappen werden von der Aortenwurzel aufgenommen, und sie steuert durch ihr dynamisches Verhalten die Klappenbewegungen. Die Gefäßansätze sind für die Klappen eine Art Knautschzone oder Stoßdämpfer. Die Klappen öffnen und schließen sich also nicht infolge eines Druckgefälles, sondern bei Druckgleichheit in der Aorta und der linken Herzkammer, was ihre Langlebigkeit erklärt! Diese wissenschaftliche Entdeckung wurde am 9. August 1984 unter der Nr. 292 im Moskauer Amt für Erfindungs- und Patentwesen registriert und mit dem Staatspreis ausgezeichnet.

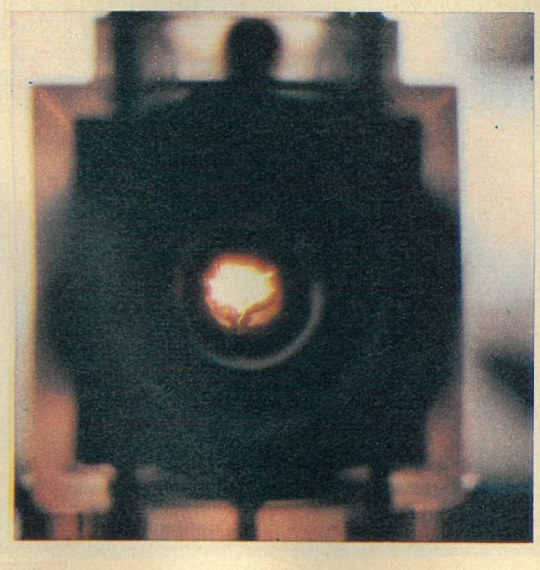
Fest vernähtes neues Leben

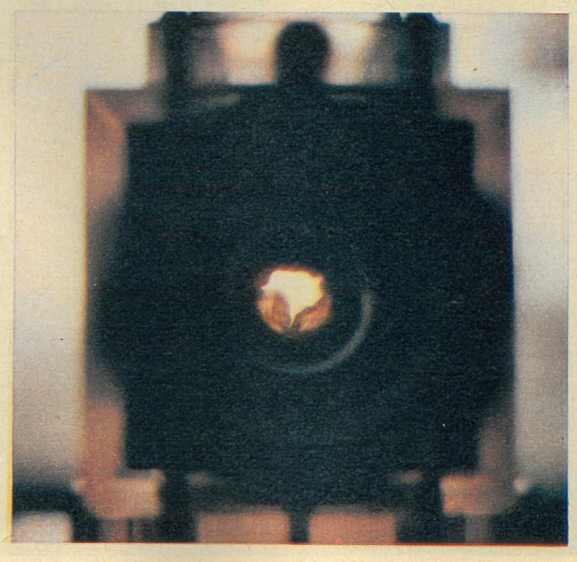
Kein Sonnenschein mehr, ein eher trüber Vormittag. Die Wolken hängen wie Jalousien vor den Fenstern des gläsernen Korridors, der die eine Längsseite des OP-Traktes im Dachgeschoß des modernen Institut-Hochhauses bildet. Unten jagt der Wind die Fahrbahn entlang zum berühmten Moskauer Prominentenfriedhof am Jungfrauenkloster, wo die Straße zu Ende ist. Am anderen Ende beginnt sie mit einer Entbindungsklinik, und auch weiter sind „Haus an Haus“ in ungewöhnlicher Konzentration alle medizinischen und sonstigen Einrichtungen der Lebenshilfe zu finden. Deshalb nennen die Anwohner diese „Bolschaja Pirogowskaja“, wie sie offiziell heißt, nur die „Straße des Lebens“. Das 13stökkige Gebäude der Herzchirurgen überragt übrigens alle anderen Institutionen an dieser Straße. Professor Konstantinow, der Klinikchef, hatte gleich zu Beginn unseres Besuchs die erstrangige Bedeutung betont, welche der Bekämpfung von Herz-Kreislauf-Krankheiten heutzutage weltweit zukommt: Ist dies Hochhaus hier nicht eine architektonische Bestätigung dafür?

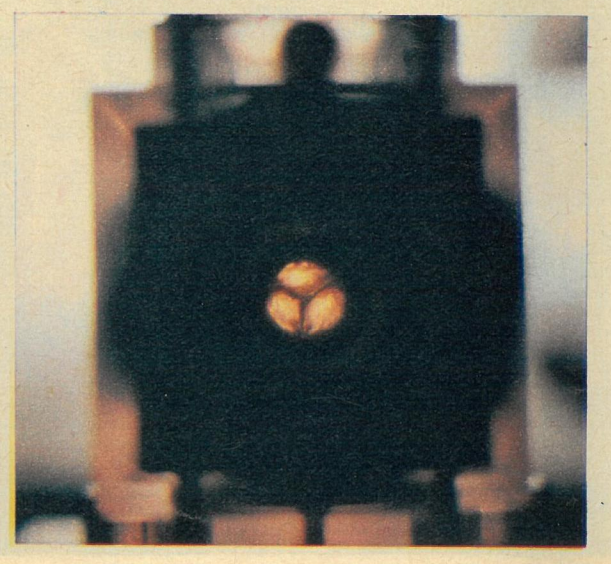
Wir betreten den OP gegen zehn Uhr und stellen uns hinter den grünen Vorhang zwischen dem Geräteblock des Anästhesisten und dem Kopf der Patientin. Trotz der Spezialkleidung und des Mundschutzes sind wir mit unseren Kameras nicht steril genug, um näher heranzugehen. Die Brusthöhle ist schon geöffnet und die Herz-Lungen-Maschine angeschlossen. Nun kommt der Professor aus dem nebenliegenden der drei anderen OP-Säle, wo überall seit acht Uhr früh operiert wird, und der eigentliche Eingriff kann beginnen. Ein Lösungsmittel, direkt in die das Herz versorgenden Koronargefäße gespritzt, bringt durch die Unterkühlung und die Wirkung der Medikamente den Lebensmotor zum Stillstand. Der Chirurg öffnet den Vorhof. Da ist sie, die Klappe! Oder besser: Das, was von ihr noch übrig geblieben ist. Die Klappensegel sind verkürzt und verhärtet, zwischen ihnen klafft ein Spalt, und sie schließen nicht mehr. Mit Klemmen erfaßt der Professor die Segel und schneidet sie im Umkreis der Klappenöffnung ab. Jetzt gibt es kein Zurück mehr – an Stelle des Lebensventils gähnt nur noch ein unförmiges Loch. Dorthinein muß die Prothese genäht werden, und der Chirurg greift zu dem Ring, präpariert mit den Zipfeln aus dem Herzbeutel eines Kalbes…











Bio-Prothese fürs Herz

Die Zipfel für den Klappenersatz (Foto links) werden aus dem Herzbeutel eines Kalbes herausgeschnitten, präpariert und dann an die Halterung genäht.

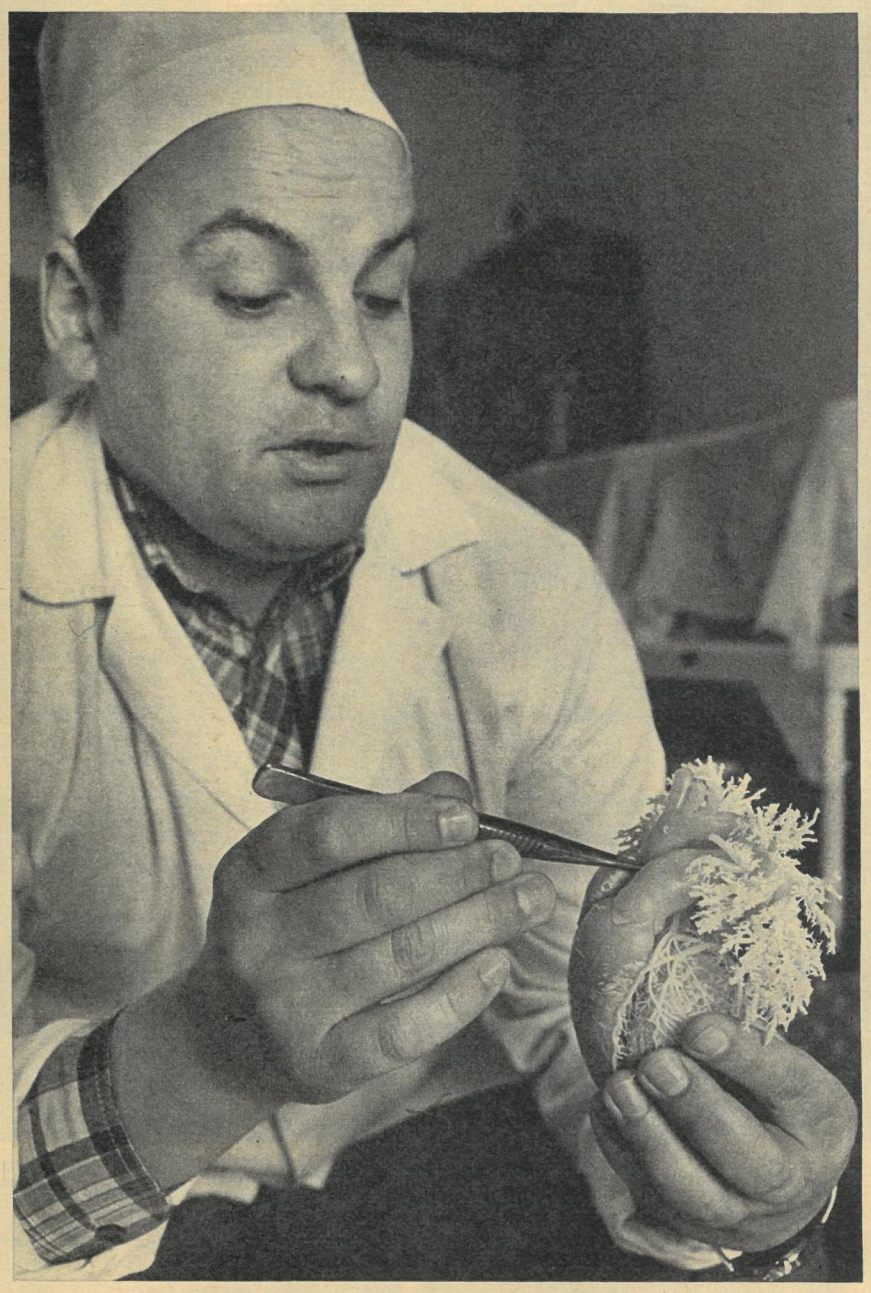
In Abhängigkeit von den Phasen der Herzperiode (links unten) öffnen und schließen sie sich und geben so dem Blutstrom im Kreislauf seine Richtung.

„Als wir bei der Untersuchung der Taschenklappen von Schweinen die Rolle der Aortenwurzel als ‚Blitzableiter' für die mechanischen Spannungen entdeckt hatten", erläutert uns Professor Konstantinow nach der Operation, „ist uns sogleich klar geworden, daß zu einer guten Prothese künftighin auch ein spezielles Stützgestell gehört, das dem natürlichen elastischen Gerüst der Gefäßwurzel nahekommt. Bei allen bis dahin bekannten Konstruktionen war der Ring, an dem die Zipfel vor der Operation befestigt wurden, nur ein Hilfsmittel für die Arbeit des Chirurgen gewesen. Das Einsetzen der Klappe ‚in einem Stück' war einfach leichter und sicherer und verkürzte den eigentlichen Eingriff erheblich, eine andere Funktion hatte ein solches Gestell nicht. – Wir dagegen entschieden uns, nun auch hier die Natur nachzubauen!" sagt er und zeigt uns das Ergebnis der Gemeinschaftsarbeit mit Ingenieuren der Moskauer Technischen Baumann-Hochschule und des Instituts für Polymerindustrie: eine Art Felge en miniature, die sich längs zur Achse zusammendrücken läßt und durch ihr Plastgestänge die mechanischen Spannungen an den Klappenzipfeln abfängt. Eine inzwischen zum Patent angemeldete, höchst originelle Konstruktion.

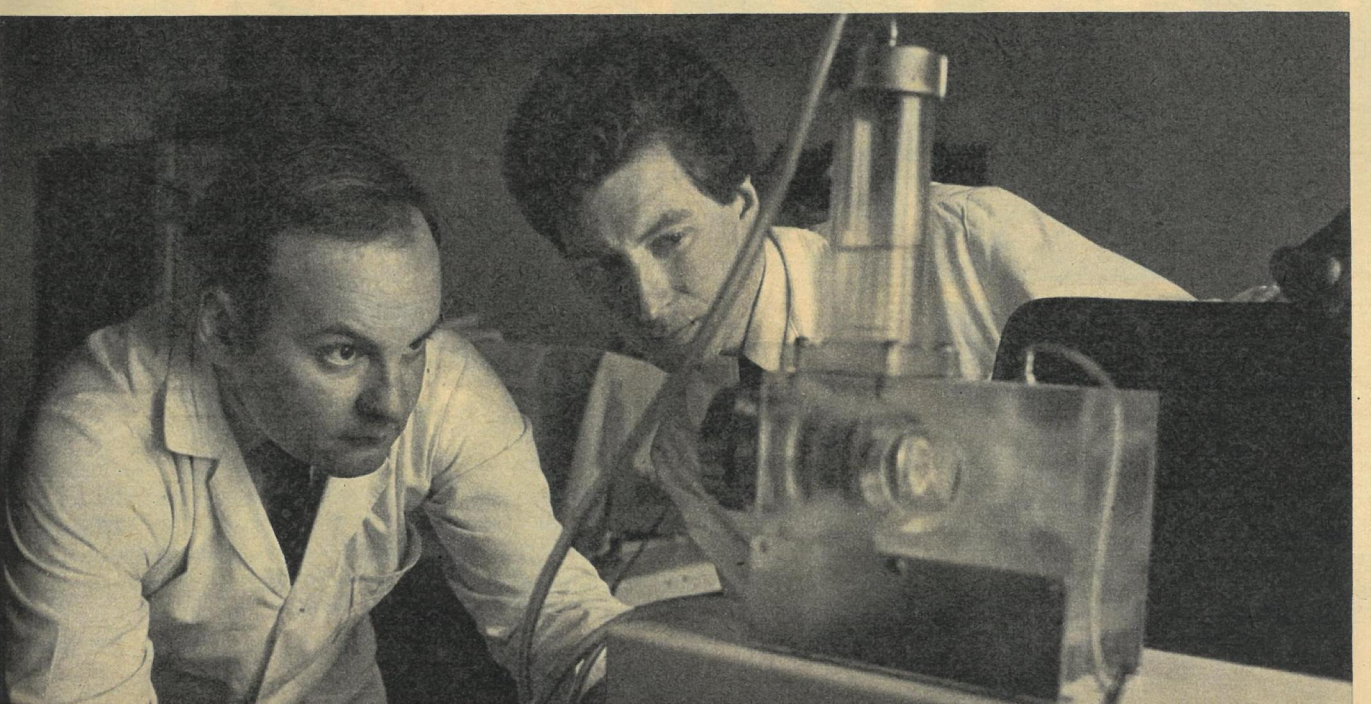
Kann man sagen, dies wäre der zur Zeit beste Herzklappenersatz? Noch dazu, da sich Vertreter von ausländischen Firmen die Klinke in die Hand geben, bei Ihnen die Lizenz dafür zu erwerben...

„Ich würde das etwas vorsichtiger so formulieren: Unsere Entwicklung kommt als Bio-Prothese zweifellos dem natürlichen Vorbild nahe wie sonst keine andere. Wem eine solche biologische Klappe eingesetzt wird, der muß nicht mehr sein Leben lang Medikamente einnehmen, die etwa das Gerinnen des Blutes an mechanischen Prothesen verhindern und beispielsweise das Risiko bei der Geburt eines Kindes für die herzkranke Mutter zu groß werden lassen. Damit aber ist die Ära der bewährten mechanischen Prothesen nicht etwa zu Ende. Und ich sage das nicht nur, weil es uns noch nicht gelungen ist, die industrielle Produktion des neuartigen Klappenersatzes bei uns zu organisieren, wo ich übrigens gute Möglichkeiten der Zusammenarbeit im RGW sehe, und die in ‚Handarbeit' hergestellten Prothesen gerade für den eigenen Bedarf im Institut reichen", betont der Professor und bestätigt das Interesse westlicher Firmen. „Vielmehr verbietet sich der Einsatz biologischer Materialien, wenn im kranken Herz Entzündungsprozesse ablaufen, an denen Mikroorganismen beteiligt sind. Sie würden jeden immunologisch noch so inaktiven Klappenzipfel zerstören. Und auch bei Kindern lassen sie sich wegen des in der Wachstumsphase sehr intensiven Kalziumstoffwechsels nicht einsetzen."

„Übrigens versuche ich immer", sagt der Professor dann (und wir erinnern an den kurzen Augenblick während der Operation, als auch diese Frage stand), „die beschädigte Klappe des Patienten zuerst zu rekonstruieren. Das ist eine sehr komplizierte Sache und verlangt vom Arzt viel Erfahrung, Geduld und das Fingerspitzengefühl eines Juweliers. Ich sage das deshalb, weil man in vielen Kliniken kapitalistischer Länder bestrebt ist, obwohl es noch keinen vollkommenen künstlichen Ersatz gibt, eine geschädigte Klappe sofort gegen eine künstliche Prothese auszutauschen. Das geht schneller und wird – wegen der teuren Konstruktionen – auch besser bezahlt. Ich bleibe,



Dem Geheimnis der Aortenwurzel auf der Spur: Herzpräparate, mit Paraffin gefüllt, legen die Struktur frei.



Ein menschliches Lebensventil auf dem Prüfstand: Die Prothese der Herzklappe muß einem Dauertest unterzogen werden, bevor sie für die Implantation freigegeben wird. Das geschieht in diesem Apparat im Labor des Unionsforschungszentrums für Chirurgie.

trotz unseres großen Erfolges mit dem neuartigen Klappenersatz, bei meiner ‚konservativen' Haltung: Kann man die vorhandene eigene Klappe reparieren, so ist dem Patienten damit immer noch mehr geholfen als mit der besten Prothese. Unser Institut gehört zu den Pionieren auf diesem Gebiet in der Sowjetunion, und wir haben schon Hunderte von Herzklappen erfolgreich regeneriert. Lassen Sie mich noch Professor DeBakey aus Houston zitieren, den amerikanischen Herzchirurgen von Weltruf. Er sagte vor fünfzehn Jahren: ‚Das Herz ist eine Pumpe, und dies ist die einzige Funktion, die es besitzt. Aber es ist eine wunderbare, hochwirksame Pumpe, und wir müssen erst noch den Weg finden, sie mechanisch nachzuahmen...'"

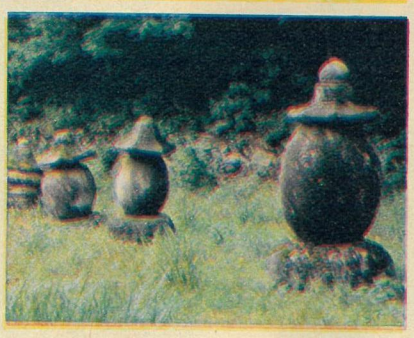
Im Gebirge wundersamer Düfte

Im Leserauftrag

Über die wirtschaftlichen Leistungen der Werktätigen in der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik berichten die Zeitungen öfter. Wie sieht es denn mit der Pflege des alten Kulturerbes in der KDVR aus?

B. Peschel, Berlin

Wir übermittelten die Frage an die Koreanistin Dr. Anne-Katrein Becker.



Das „Gebirge der wundersamen Düfte" trägt seinen Namen wahrscheinlich wegen seiner üppigen Vegetation mit den vielen Blumen. Die Glocken des Turmes sind Varianten der Blüten, die Vögel in der Deckenmalerei Widerspiegelung der Naturverbundenheit ihrer Schöpfer. Auf dem linken Bild eine Urnenstraße, darüber einer der „Himmelskönige". Kunstvoll die Nachbildung des Tempels (links oben).

Rund 150 Kilometer nördlich von Phjòngjang liegt eine der reizvollsten Landschaften der KDVR – das Mjohjangsan – das „Gebirge der wundersamen Düfte“, wie es in der blumenreichen Sprache dieses Volkes genannt wird: Dichte Wälder, Gipfel – die oft mehr als 1500 Meter messen – mit schroffen Felswänden, tiefen Schluchten, kristallklaren Bächen, tosenden Wasserfällen. Hier ist manche Sage entstanden, zum Beispiel die über Tangun, den legendären Begründer des altkoreanischen Staates Kotschoson. Eine „Tangun-Höhle“ im Mjohjangsan erinnert noch heute daran. Fest steht, daß sich in diesem Gebirge schon sehr früh Menschen ansiedelten. Vor über 1000 Jahren entstanden hier die ersten buddhistischen Tempel- und Klosteranlagen. 360 sollen es einmal gewesen sein, vor allem in der Zeit der Korjo-Dynastie (918–1392) errichtet, als das Land eine enorme kulturelle Blüte erreicht hatte. Leider überdauerte nur ein geringer Teil die Jahrhunderte. Einige dieser wertvollen kulturhistorischen Denkmale wurden durch Bomben während der brutalen Aggression der USA gegen das koreanische Volk von 1950–53 stark zerstört. Auch die berühmteste dieser Klosteranlagen – das Pohjon-Kloster aus dem Jahre 1042. Das Zentrum des Klosters, die große Täung-Halle, mit dem 13stöckigen achteckigen Glockenturm davor – war von Bomben getroffen worden. Um so mehr freuen sich heute die Besucher, die wichtigsten Gebäude in alter Schönheit wiederzusehen. Nachdem die tiefsten Kriegswunden geheilt und die entsprechenden Mittel vorhanden waren, begann man sich in der KDVR der Pflege und Wiedererrichtung alten Kulturgutes zu widmen. Die Regierung mißt der Erhaltung der wenigen Kunst- und Kulturdenkmale große Bedeutung bei. Allerdings ist diese Aufgabe äußerst kompliziert, fast nichts war stehengeblieben. Nach vorhandenen Gemälden, Zeichnungen und Fotografien wurden die Gebäude wiedererrichtet. Hunderttausende kommen jährlich ins Pohjon-Kloster, um das Werk alter und neuer Meister zu bewundern – die kunstvollen, farbenprächtigen Dachkonstruktionen, bei denen nach alter Tradition kein einziger Nagel verwendet wurde. Zauberhaft die geschnitzten Lotosblüten, Kraniche und blaugoldenen Drachen! Glücklichen Umständen ist es zu danken, daß die goldenen bzw. vergoldeten Buddha-Figuren nicht beschädigt wurden, genauso wie die furchteinflößenden Skulpturen der vier Himmelskönige.

Das Pohjon-Kloster birgt aber noch einen ganz einzigartigen Schatz: 86 000 hölzerne Druckstöcke zum Druck der buddhistischen Schriften. Sie stammen aus dem 13. Jahrhundert. Mit ihnen wurden 6780 buddhistische Sutren* gedruckt – alle mit den damals in Korea gebräuchlichen chinesischen Schriftzeichen. Um dieses außerordentliche Gut weiter zu bewahren, ist vor zwei Jahren hier ein neues Gebäude errichtet worden; im alten Baustil mit geschwungenen Dächern, den typischen Dach-, Tür- und Säulenkonstruktionen – aber mit moderner Innenausstattung. Sie erlaubt es, die erforderliche Temperatur und Luftfeuchtigkeit genau zu regulieren. Mit den jahrhundertealten Drucktypen lassen sich übrigens noch heute die reich bebilderten buddhistischen Schriften nachdrucken. Das Pohjon-Kloster ist deshalb nicht nur Anziehungspunkt für Tausende Touristen, es wird auch immer häufiger von Wissenschaftlern zahlreicher Länder besucht.

*Eine Sutre entspricht einem Kapitel der Buddha-Legenden

Fotos: Hans-Peter Gaul

Silberglänzende Rohre winden sich kilometerweit durch den Betrieb, verlieren sich unterirdisch, tauchen unversehens wieder auf, münden in Behältern, speisen Reaktoren und ziehen weiter, immer weiter. Darinnen vollziehen sich chemische Reaktionen, wandeln sich die Stoffe, fließen Ölprodukte, unsichtbar. Ihr Weg ist nur abzulesen am Spiel der Zeiger, dem Flackern der Lämpchen in der Steuerwarte der Äthylenfabrik, einem Hirn des großen Betriebes. Die Männer regeln mit Rechnerhilfe die Prozesse nach exaktem Fahrplan. Meister Marian macht das schon seit 25 Jahren. Mit Freude, wie er sagt.

Meister Marian Lavo ist 41, verheiratet, hat drei Kinder. Er ist ein Mann mit Pflichtgefühl und Allerweltshobbys. Ein bißchen fotografieren, ein wenig Gartenarbeit nach Feierabend. Wenn Zeit bleibt, schränkt er ein. Die Arbeit lehrte ihn, daß alles eine lenkende Hand braucht, einen Kopf und ein Herz, vor allem ein Herz für die Leute drumherum. Der weiteren Verbesserung des Lebensniveaus der Menschen wird sich der XVII. Parteitag der KPTsch annehmen. Für Meister Marian hat diese Aufgabe konkreten Sinn. Er selbst nahm in der Vergangenheit Einfluß auf eine bessere Schichtarbeiterversorgung, beförderte die gesundheitliche Betreuung. Gegenwärtig gehört auch eine Mitarbeiterin des Instituts für experimentelle Psychologie zu seiner Besatzung. Sie fühlt seit Wochen den Männern in der Schaltwarte den Puls, registriert Streßsituationen und ihre Auswirkungen auf den Organismus. Sie sammelt Daten, die bei der künftigen Gestaltung der Schichtarbeit berücksichtigt werden. Meister Marian zählt nicht zu jenen Auserwählten, er trägt kein Gerät mit sich herum, das sein Wesen offenbart. Also Auskunft einholen über ihn.

„Marian ist ein Mann mit Grundsätzen", sagt Operator Milan Mazur. „Der zeigt keinerlei Schwankungen. Deshalb erhielt er von der Psychologin keine Meßsonde!" Ein anderer kennt den Meister als aufrichtig, kameradschaftlich, fair. Pavel Hrivnán lobt das Vorbild: „Er macht gute Arbeit." Marta Podstupnová, die Laborleiterin: „Ich arbeite gern mit ihm zusammen, er ist sachlich und zuvorkommend."

Immer wieder spricht Meister Marian vom Vorleben, wenn er andere mitziehen, begeistern, überzeugen will. Im neuen Fünfjahrplan geht's um ein höheres Tempo der wissenschaftlich-technischen Entwicklung, sagt er uns. Um eine bessere Arbeitsorganisation. Um eine bessere Ausnutzung der wertvollen Rohstoffe. Da sind wir direkt angesprochen. Das verlangt von uns optimales Fahren der Anlagen, das bestmögliche aus der Technik herauszuholen...

Marian, ein Mann dem nichts daneben geht? – Um zehn Uhr ist routinemäßige Brandschutzkontrolle. Mit dem Inspektor überprüft er Ventile und den Wasserdruck der Hydranten, die Einsatzbereitschaft der Schaumlöscher, Ordnung und Sicherheit. Dann schreiben sie Protokolle. Gab es was zu bemängeln? – Der Prüfer nimmt keine Rücksicht. Gab es! Ein klein wenig zwar nur, aber es gab! Es wird eine Nachkontrolle vereinbart, im Kontrollbuch der Vorfall eingeschrieben. Meister Marian im Ärger.

Doch schon wird er wieder gefordert, sein Wissen, seine Erfahrung. Er gibt Hinweise, kontrolliert die Armaturen in der Schaltzentrale. Ein Mann in der Pflicht. Ist etwas besonderes an diesem Meister Marian? Eigentlich nicht, hören wir, es sei denn, daß er immer mehr leistet, als er muß.

Meister Marian ist Kommunist. Er gehört seit 1968 der Partei an und meistert auch als Sekretär der Betriebsparteiorganisation seine Arbeit.

Wolfgang Tautenhahn (Text)
Detlef Christel (Fotos)

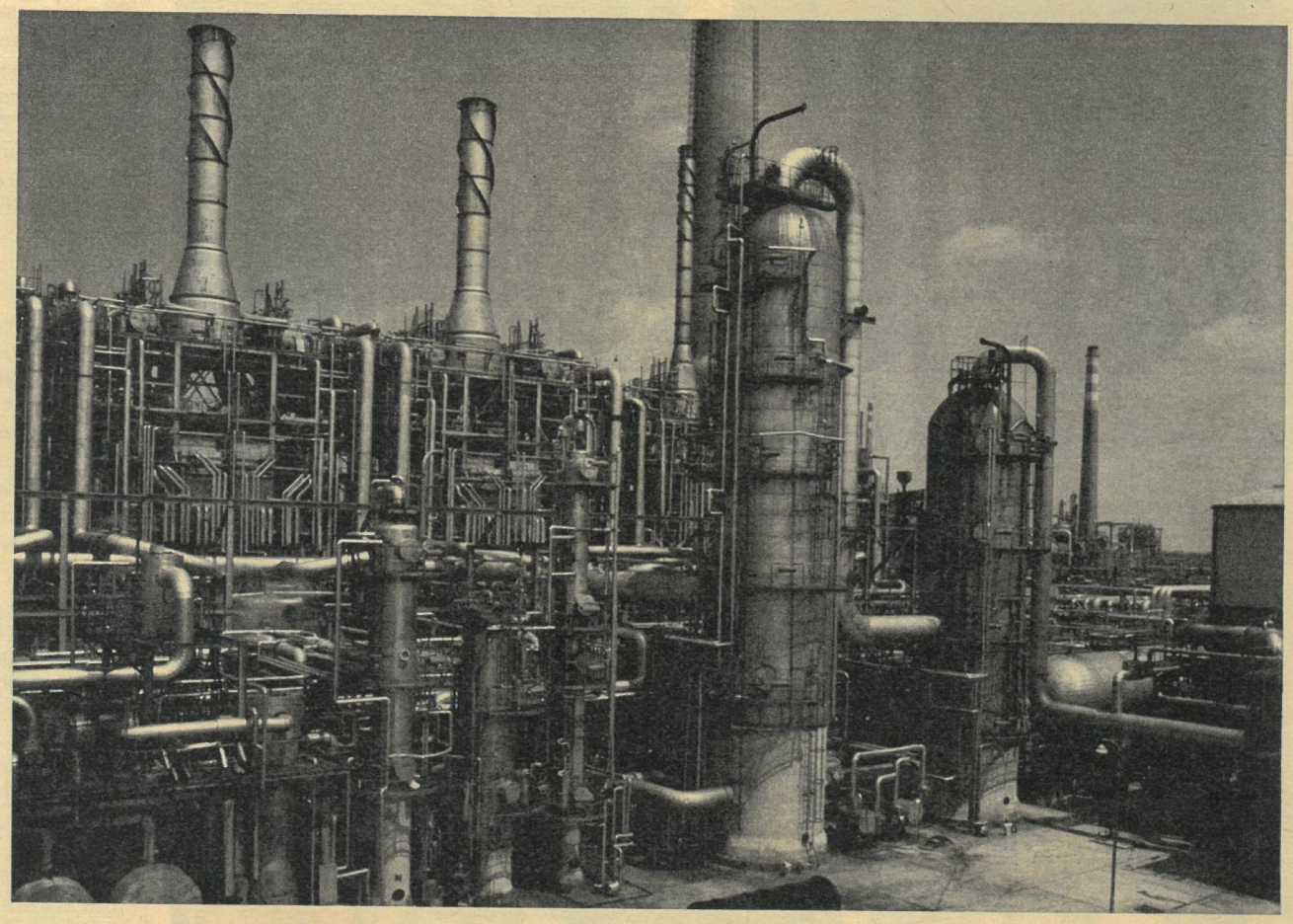
SLOVNAFT BRATISLAVA

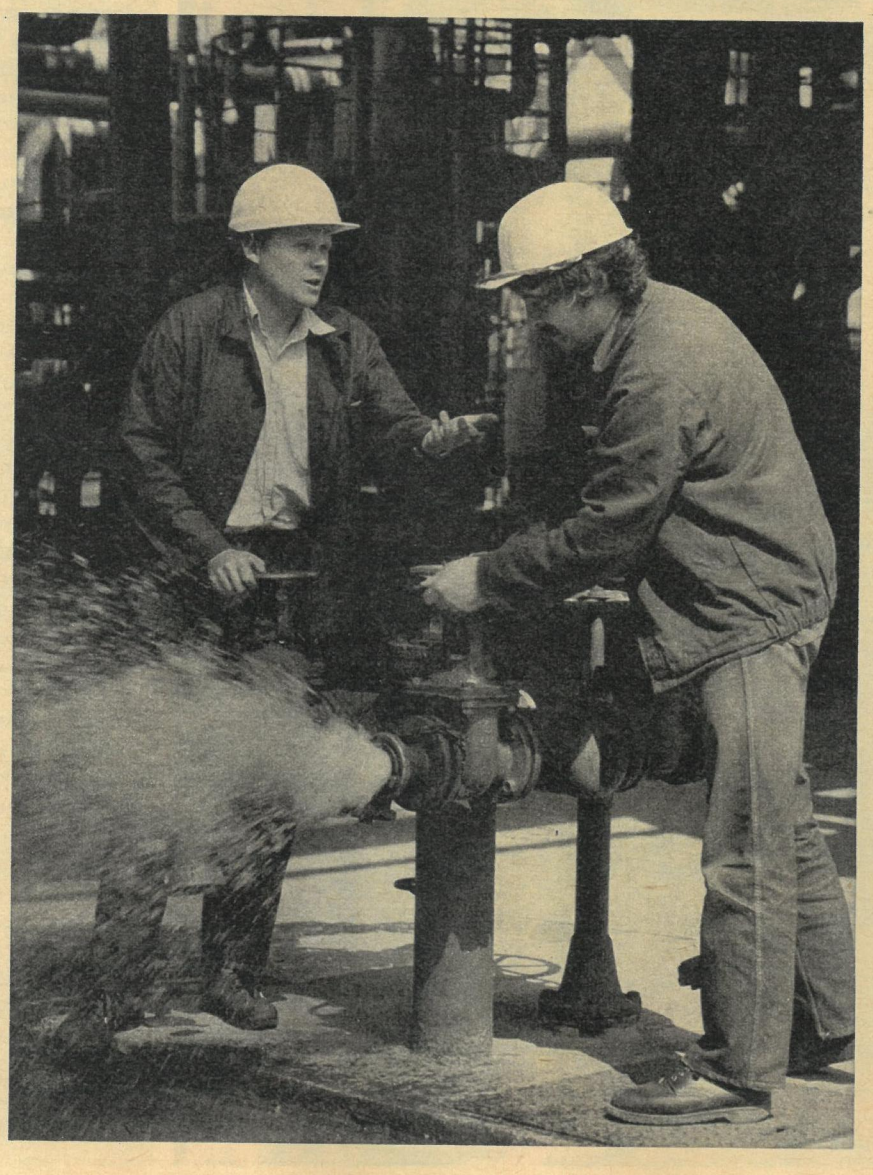
● Rund 8000 Menschen arbeiten im größten petrolchemischen Betrieb der ČSSR an der Peripherie der slowakischen Hauptstadt.

● Über eine inzwischen 5327 Kilometer lange Pipeline erhält das Kombinat seinen Rohstoff direkt aus dem Tjumener Erdölfördergebiet. Die Leitung Družba wurde am 22. Februar 1962 feierlich in Betrieb genommen.

● 220 verschiedene Produkte umfaßt die Erzeugnispalette. Sie reicht von Treibstoffen über Technische Gase bis zu Ausgangsprodukten für die Chemiefaser- und Plastindustrie.

● Dreizehn Prozent der Produktion werden an Kunden in 27 Ländern geliefert.





Brandschutzkontrolle: Sicherheit geht über alles (links);
Der Meister, ein Fachmann: Hilfestellung in der Schaltwarte (rechts).

Meister Marian

Im nächsten Heft

Bauplatz Mukran

Bauleute in Bewährung – an Rügens Ostseeküste entsteht ein moderner Fährhafen für den wachsenden Warenstrom zwischen der DDR und der UdSSR. Ein FREIE-WELT-Report über das größte Integrationsvorhaben des Verkehrswesens vor dem XI. Parteitag der SED.

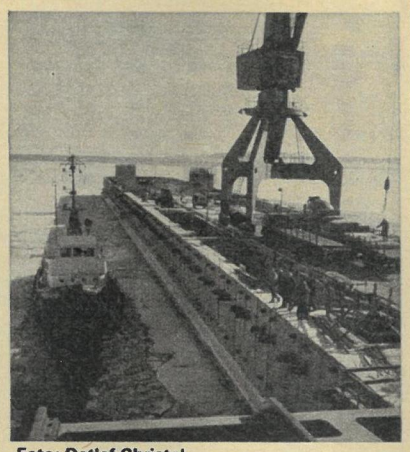


Foto: Detlef Christel

Flug für alle Ewigkeit

Juri Gagarin – vor 25 Jahren umflog der erste Mensch unseren Erdball in einem Raumschiff.

Sewka, der Eiserne

Die UdSSR wurde bisher neunzehnmal Weltmeister und sechsmal Olympiasieger im Eishockey. An der Wiege dieser einmaligen Erfolgsserie stand ein Mann, der zur Legende wurde: Wsewolod „Sewka" Bobrow.

Foto: TASS

Klassenaufsatz für FW

Leseraussprache zum XI. Parteitag. Fünfzehnjährige melden sich zu Wort. Schüler der Neukirchener 9b und ihre Gedanken zu fünf Fotos.

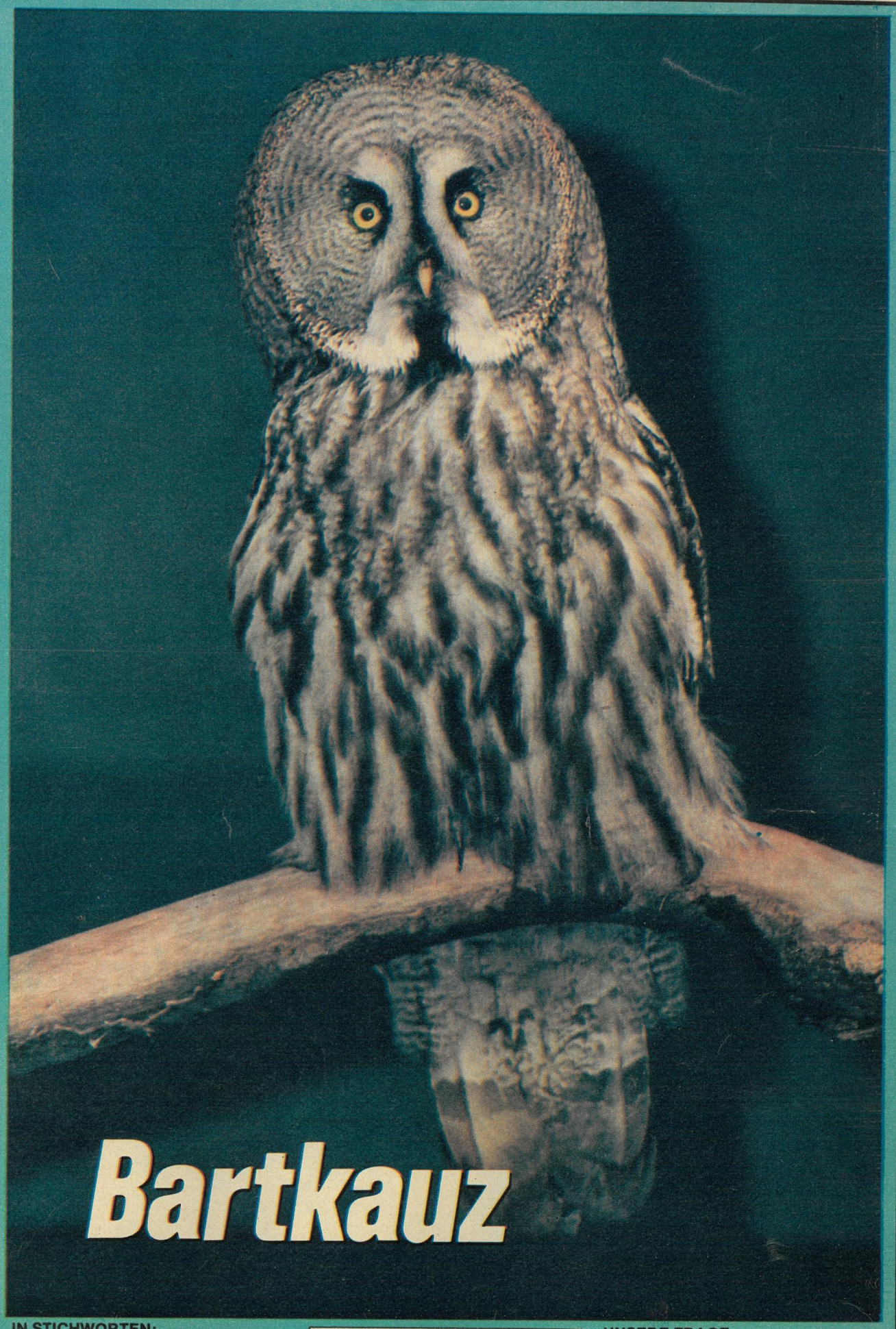
Foto: Peter Meißner

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT

GREIFVÖGEL der Sowjetunion — 4

Bartkauz



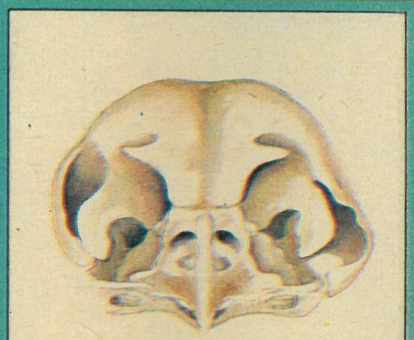
Als Charaktervogel der nördlichen Nadelwälder bewohnt er diese Region von Skandinavien über Nordrußland, Sibirien und das Hinterland des Ochotskischen Meeres bis nach Alaska. Der große runde Kopf ohne Federohren bildet das typische Merkmal der Käuze, deren stattlichster Vertreter er ist. Dieser dämmerungs- und nachtaktive Jäger – ein beinahe uhugroßer, unscheinbar graubrauner Vogel – besitzt ein Gehör von unglaublicher Empfindlichkeit. Der Gesichtsschleier dient als Schalltrichter, Hautfalten an den Ohröffnungen zu beiden Seiten des Kopfes ergänzen den äußeren Gehörapparat. Rechte und linke Schädelseite sind asymmetrisch, das heißt, ungleich gebaut – eine biologische Konstruktion zum „Richtungshören". Wie genau die Ortung einer Schallquelle (etwa einer piependen Maus) funktioniert, wird einem Beobachter deutlich, der die Jagdweise dieser Eulenvögel im Winter verfolgt. Der Bartkauz ist in der Lage, bei geschlossener Schneedecke seine Beute so exakt anzupeilen, daß er nur mit Hilfe der Ohren durch den Schnee hindurch gezielt zupacken kann. Solche Sinnesleistung sorgt für ausreichenden Nachschub an Nahrung, selbst in langen, schneereichen Wintern. Schon im zeitigen Frühjahr beginnt die Brutzeit. Bei einbrechender Dämmerung hallen dann dumpfe Balzrufe durch die noch verschneiten Wälder. Wie fast alle Eulen baut auch der Bartkauz kein eigenes Nest, es

werden verlassene Greifvogelhorste genutzt oder die Eier in geräumigen Höhlungen alter Bäume abgelegt. Die Jungen tragen bereits nach wenigen Tagen einen dichten grauen Dunenflaum, der sie vor Nachtfrösten schützt. Als heranwachsende Beutegreifer müssen junge Bartkäuze die Fertigkeiten der Jagd von ihren Eltern nach und nach erlernen.

Text: Dr. D. Minnemann, Fotos im Berliner Tierpark: M. Barz, Vignetten: Regine Kempf

IN STICHWORTEN:

Vogeltyp:	**Nachtaktiver Beutegreifer, Eule**
Verbreitung:	**Nadelwälder der Nordhalbkugel**
Merkmale:	**Gefieder graubraun, großer runder Kopf, bartähnliche Federzeichnung am Schnabel**
Nahrung:	**Kleinsäuger (Mäuse), seltener Kleinvögel**
Brutbiologie:	**3–5 rundliche Eier**



UNSERE FRAGE:
Worauf beruht die Lautlosigkeit des Eulenfluges? – Antwort auf Postkarte bis 15. April an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10.
So war es richtig in Heft 3: Beizjagd (Falknerei). Es gewannen 100,– M: G. Lauterbach, 1404 Borgsdorf; 75,– M: F. Stein, 2030 Demmin; 50,– M: G. Uhlemann, 8354 Lohmen, H. Dietrichs, 4090 Halle-Neustadt, U. Reinl, 1832 Premnitz